

personen | geschichte

INTERAKTIVES PORTAL

DER MITGLIEDER DES FÖRDERKREISES UND IPG-INTERESSENTEN

Inhalt

Editorial zum Schwerpunktthema Umweltgeschichte und Anthropozänforschung

Stellt die (historische) Forschung zum Anthropozän eine Geschichtswissenschaft, die vom Menschen ausgeht, infrage?

Interview mit Prof. Dr. Annette Kehnel zur Umweltgeschichte und ihren Implikationen für die Personengeschichte

Wasser- und Flussbau im Oberrheingebiet vom späten Mittelalter bis zur Gegenwart

Bericht zu einem studentischen Praktikum im IPG

Personengeschichtliche Beiträge in einer Schriftenreihe: »Orangeriekultur«

Neu in der Bibliothek des IPG

Leseeindrücke zur Erasmusbiographie von Sandra Langereis und zur Heinrich Barth-Biographie von Christoph Marx

Leseeindrücke zum Themenkomplex: Das Verhältnis der Menschen zum Wald in Europa



Terminhinweise



Workshop des DFG-Projekts »Der deutsche Brief im 18. Jahr- hundert«

20.–21. Februar 2025

Briefe im Labor – Auswertungen digitaler Briefdatensammlungen
<https://wissenschaftliche-sammlungen.de/de/termine/tagung-der-deutsche-brief-im-18-jahrhundert-aufbau-einer-datenbasis-und-eines-kooperativen-netzwerks-zur-digitalisierung-und-erf>



20. Symposium des Mediävistenverbandes

23.–26. Februar 2025

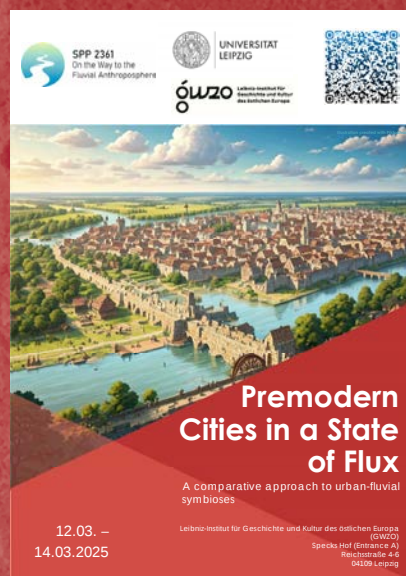
In nomine – Name und Benennung im Mittelalter
<https://www.mediaevistenverband.de/symposien/20-symposium-2025>



12. Arbeitstagung des Mühlhäuser Arbeitskreises für Reichsstadtgeschichte

03.–05. März 2025

Fremde in der Reichsstadt
<https://www.reichsstaedte.de/tagungen>



Tagung der Universität Leipzig und des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa

12.–14. März 2025

Premodern Cities in a State of Flux. A Comparative Approach to Urban-Fluvial Symbioses

<https://www.gkr.uni-leipzig.de/historisches-seminar/institut/professuren/geschichte-der-fruehen-neuzeit/nachrichten-und-veranstaltungsarchiv/premodern-cities-in-a-state-of-flux-a-comparative-approach-to-urban-fluvial-symbioses>



Tagung der Arbeitsgemeinschaft geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, des Vereins für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, des Hegau-Geschichtsvereins (Stadt Stockach)

13.–15. März 2025

Österreich am Bodensee. Mächtige und Mindermächtige im Alten Reich

<https://www.ag-landeskunde-oberrhein.de/event/oesterreich-am-bodensee>

**DGS DEUTSCHE
GESELLSCHAFT
FÜR SOZIOLOGIE**

Arbeitskreis »Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen«, Sektion Wissenssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

03.–04. April 2025

Das Gedächtnis der Identität – Identität als Gedächtnis

<https://soziologie.de/aktuell/news/das-gedaechtnis-der-identitaet-identitaet-als-gedaechtnis>

Schwerpunktthema

Umweltgeschichte und Anthropozänforschung

Editorial

Liebe Freundinnen und Freunde des Portals »personen | geschichte«,

seit etwa zweihundert Jahren hat sich die Stellung des Menschen zu seinem Lebensraum, der Erde, so stark verändert, daß niemand mehr an einem globalen Umbruch zweifelt, der sich und seine Mitmenschen ehrlich beobachtet und ernsthaft darüber nachdenkt. Manche Zeitgenossen haben dies schon früh erkannt, z. B. Adalbert Stifter oder auch Erich Scheurmann in der Figur des Tuiavii aus Tiavea (alias Hans Paasche). Über die Ursachen und Gründe dieser Entwicklung wird vielfach nachgedacht. Ein besonderes Indiz könnte die Entwicklung sein, unsere gegenwärtige Epoche als Anthropozän zu denken und zu erfassen.

Jeder Mensch weiß heute sehr gut, daß er einen mehr oder weniger großen Teil zur Zerstörung der Lebensbedingungen auf der Erde beiträgt. Aber Schlüsse ziehen die wenigsten aus diesem Wissen. So ist das Verhältnis jeder Einzelperson zu ihrer Umwelt auch in der Geschichtswissenschaft ein Grundthema geworden – dessen Behandlung sich bemerkenswert wandelt. In dieser Ausgabe des interaktiven Portals »personen | geschichte« ordnet Alexandra Schäfer-Griebel das Verhältnis der Personengeschichte zum Forschen, Reden und Publizieren über das Anthropozän klug ein, und Florian Müller und Annette Kehnel bieten im Interview bereits weit entwickelte Antworten. Eine Tagung, die 2022 im Archivum in Mannheim stattfand, bot zahlreiche Aspekte zum Leben der Menschen mit Wasser an Beispielen aus der Region des Oberrheins. Einen weiteren verwandten Themenkomplex bietet das Verhältnis der Menschen zum Wald in Europa, zu dem Lupold von Lehsten einige interessante Leseindrücke festhält. Zudem wird Ihnen ein Überblick über personengeschichtliche Beiträge in jüngeren Publikationen dieses Mal, passend zum Schwerpunkt Umweltgeschichte und Anthropozänforschung, zur Schriftenreihe »Orangeriekultur« geboten.

Daneben finden Sie, wie gewohnt, im Portal »personen | geschichte« Berichte, diesmal ein Einblick in ein studentisches Praktikum am Institut, Leseindrücke von jüngst erschienenen biographischen Werken und einen Überblick über Neuanschaffungen in unserer Bibliothek.

Eine angeregte Lektüre!
(LvL)

Stellt die (historische) Forschung zum Anthropozän eine Geschichtswissenschaft, die vom Menschen ausgeht, infrage?

1 Etablierung von Forschung zum Anthropozän in der Geschichtswissenschaft

Der Anthropozänbegriff steht dafür, wie sich durch menschliche Eingriffe solch schwerwiegende, auch irreversible Veränderungen von geophysikalischen Parametern auf der Erde und damit auch gravierende, drängende gesamtgesellschaftliche Probleme ergeben haben, dass von einem neuen geologischen Zeitalter die Rede ist: dem Anthropozän.

Dabei ist wissenschaftlich gar nicht so klar, was der Begriff Anthropozän bezeichnet: ein naturwissenschaftliches Datierungsproblem, eine neue Epoche, eine kulturelle Metapher oder ein politisches Konzept oder ...? Öffentlichkeitswirksam hat der niederländische Atmosphärenphysiker Paul Crutzen den Begriff im Jahr 2000 geprägt und dabei darauf aufmerksam gemacht, dass der menschliche Einfluss auf den Planeten mehr als eine periphere, triviale Erscheinung sei.¹ »Obwohl der Epochenbegriff »Anthropozän« [...] am 5. März 2024 von der *International Commission on Stratigraphy* zunächst offiziell abgelehnt wurde, ist die seit zwei Jahrzehnten laufende Debatte zum Thema damit nicht beendet. Zu groß ist die Provokation, die mit dieser – zunächst geowissenschaftlichen – Diagnose für die Geistes- und Sozialwissenschaften einhergeht. So müssen bestehende Prämissen, wie disziplinäre Grenzen, Raum- und Zeitkonzepte, Begriffsbildungen sowie Erzählweisen, grundsätzlich neu befragt und überwunden werden.«² Auf diese Weise umriss jüngst ein Tagungsbericht die brennende Notwendigkeit der fachdisziplinären Auseinandersetzung mit dem Anthropozän.

Auch wenn verwandte Überlegungen und Problemstellungen zum Anthropozän bereits Jahrzehnte zuvor diskutiert wurden, hat sich das Konzept Anthropozän vor allem in den letzten ca. zwanzig Jahren in der Geschichtswissenschaft etabliert, was sich auch in einer zunehmenden Institutionalisierung niederschlägt: Dies reicht von der Partizipation von Historikern an interdisziplinär ausgerichteten Forschungsinstituten wie dem *Rachel Carson Center for Environment and Society* (München),³ an Arbeitsgruppen wie im *LeipzigLab* »Historic Anthropospheres«⁴ oder an Graduiertenschulen wie der »International Max Planck Research School for Modeling the Anthropocene«⁵ über die Einrichtung eigener Lehrstühle für die »Geschichte des Anthropozäns« (Zürich)⁶ bis zu neu etablierten interdisziplinär angelegten Publikationsorganen wie der Reihe »Das Anthropozän: Klima und Umwelt im Zeitalter des Menschen«.⁷ Die kleine Auswahl an Publikationsorganen, Institutionen, Lehrstühlen und Forschergruppen mag veranschaulichen, wie stark die Aufmerksamkeit für das Anthropozän in der Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren gewachsen ist und wieviel Raum – auch in Rückkopplung mit den gesellschaftspolitischen Debatten – innerhalb des Fachs und seiner Institutionen dem Anthropozän inzwischen gegeben wird.

1 Zur Einordnung der Begriffsprägung als »Gründungsmythos« vgl. HELMUTH TRISCHLER, *The Anthropocene. A Challenge for the History of Science, Technology, and the Environment*, in: N.T.M. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin 24 (2016), S. 309–335, hier S. 310.

2 LEON WALDMANN, Tagungsbericht »Raum-Zeitenwende des Anthropozäns. Welchen Wert hat die Vergangenheit angesichts von Klimawandel und Biodiversitätsverlust?«, in: H-Soz-Kult, 25.10.2024, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-150760> (abgerufen 06.12.2024).

3 Vgl. <https://www.carsoncenter.uni-muenchen.de> (abgerufen 05.12.2024). Aktuell wird z. B. in dem DFG-geförderten Projekt »Making Green Germany« untersucht, wie anthropogen herbeigeführte Klimaveränderungen in den 1980er und 1990er Jahren auf die politische Agenda der Bundesrepublik gelangten (vgl. <https://www.carsoncenter.uni-muenchen.de/outreach/third-party-projects/making-green-germany/index.html> (abgerufen 05.12.2024)).

4 Vgl. <https://www.uni-leipzig.de/newsdetail/artikel/neue-ag-im-leipziglab-historic-anthropospheres-2022-10-26> (abgerufen 05.12.2024).

5 Vgl. <https://www.gea.mpg.de/95446/das-anthropozan-wird-modelliert-neue-graduierenschule-am-max-planck-institut-fuer-geoanthropologie> (abgerufen 05.12.2024).

6 Vgl. <https://www.hist.uzh.ch/de/fachbereiche/neuzeit/lehrstuehle/bhattacharyya/lehrstuhl-bhattacharyya/lehrstuhlinhaberin/debani.html> (abgerufen 05.12.2024).

7 Vgl. <https://www.transcript-verlag.de/reihen/geschichtswissenschaft/das-anthropozan-klima-und-umwelt-im-zeitalter-des-menschen/?f=12320> (abgerufen 05.12.2024).

8 Die nachfolgenden Überlegungen sind zum einen von zwei Veranstaltungen inspiriert: Auf dem 54. Deutschen Historikertag in Leipzig im vergangenen Jahr (2023) fand zum Thema »Das Anthropozän als Herausforderung für die Geschichtswissenschaft« eine Sonderveranstaltung statt. Auf Einladung von Julia Schmidt-Funke (Leipzig) diskutierten Martin Bauch (Leipzig), Annette Kehnel (Mannheim) und Franz Mauelshagen (Bielefeld). Zu einem Videomitschnitt der Sonderveranstaltung https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/historikertag2023_anthropozan (abgerufen 08.04.2024). Im Format der »jeudis« des Deutschen Historischen Instituts in Paris stellte Julia Schmidt-Funke (Leipzig) unter der Überschrift »NaturGeschichte. Standortbestimmung im Anthropozän« im April 2024 ihre Gedanken zu Entwicklung, Chancen und Herausforderungen von Anthropozänforschung und Geschichtswissenschaft vor. – Zum anderen orientieren sich meine Ausführungen an der Lektüre von: ARIANE TANNER, Anthropozän. Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 03.05.2022, https://docupedia.de/zg/Tanner_anthropozan_v1_de_2022 (abgerufen 05.12.2024).

9 Unter Tiefenzeit (>deep time<) ist der Zeitraum der gesamten Erdgeschichte zu verstehen, der sich – anders als dies für die Historie gilt – der menschlichen Vorstellungskraft entzieht.

10 ZOLTÁN BOLDIZSÁR SIMON, Why the Anthropocene has no History. Facing the unprecedented, in: The Anthropocene Review 4/3 (2017), S. 239–245, <https://pub.uni-bielefeld.de/record/2914878> (abgerufen 06.12.2024).

11 DIPESH CHAKRABARTY, The Climate of History. Four Theses, in: Critical Inquiry 35/2 (2009), S. 197–222, hier S. 199, https://pcc.hypotheses.org/files/2012/03/Chakrabarty_2009.pdf (abgerufen 06.12.2024).

12 Hierzu z. B. ANDREA WESTERMANN/SABINE HÖHLER, Writing History in the Anthropocene. Scaling, Accountability, and Accumulation, in: ANDREA WESTERMANN/SABINE HÖHLER (Hgg.), Writing History in the Anthropocene. Themenheft von Geschichte und Gesellschaft 46/4 (2020), S. 579–605, hier S. 584.

2 Standortbestimmung, Chancen und Herausforderungen für die Geschichtswissenschaft⁸

Was bedeutet nun aber die (historische) Forschung zum Anthropozän für die Geschichtswissenschaft?

(1) Erst einmal kann **Anthropozän als Denkfigur und Reflexionsangebot für die Geschichtswissenschaft** verstanden werden. Fordert das Anthropozän heraus, Menschheits- und Naturgeschichte zusammenzudenken, lädt insbesondere die Temporalitätendiskussion zu einer Perspektivverschiebung und Reflexion über Komplexität und Narrativität der Geschichtswissenschaften im Sinne einer Selbstverständigung ein. Im Sinne der *longue durée* galten der Geschichtswissenschaft – seit den französischen Annales-Historikern – geologische, topografische, klimatische und vegetative Parameter als Teil einer Hintergrundzeit (>deep time<), in der nur sehr langsam Veränderungen auftraten.⁹ Durch die beschleunigten Veränderungen in unserer jetzigen Zeit steuern wir auf Kippunkte, d. h. ökologische Schwellen, zu, an denen künftig irreversible, nicht vorhersehbare Prozesse eintreten und die planetaren Veränderungen Ereignischarakter erhalten. In Bezug auf diese Veränderungen fehlt es an Erfahrungswissen; das Anthropozän ist präzedenzlos, die ökologische Krise in diesem Ausmaß nie dagewesen, die planetenverändernde Dimension ein Bruch – so die gegenwärtige Einordnung. Zoltán B. Simon betonte zur »Beispiellosigkeit« des Anthropozäns: »the sudden occurrence of a novelty that is not the result of a continuous long-term development that originates in the deep past. This is what I call the prospect of unprecedented change, the prospect of a singular event expected to defy all previous human experience. It appears as the ultimate threat insofar as the future becomes incomprehensible to human cognition, due to the possibility of losing control over what originally was a human-induced change.«¹⁰ Diese paradoxe Verzahnung von menschengemacht und sich ihnen entziehend stellt eine Grundannahme der Geschichtswissenschaft infrage, nämlich diejenige der prozessualen Entwicklung und der Kontinuität der Erfahrung, so Dipesh Chakrabarty: »As the crisis gathered momentum in the last few years, I realized that all my readings in theories of globalization, Marxist analysis of capital, subaltern studies, and postcolonial criticism over the last twenty-five years, while enormously useful in studying globalization, had not really prepared me for making sense of this planetary conjuncture within which humanity finds itself today.«¹¹

Hieran anschließende Reflexionen über den Umgang mit Zeitlichkeit können das Profil der Geschichtswissenschaft nachhaltig verändern: Multiskalare Ansätze vervielfältigen Perspektiven, um Lebenswelten unterschiedlicher Reichweite – was sich ontologisch und epistemologisch über Zeit, Raum und Spezies erstreckt – und ihre Verflechtungen unter expliziter Einbeziehung der menschlichen Dimension aufzunehmen,¹² wie dies *Earth System(s) Sciences* anstreben.

Gleichzeitig erscheint es eine vordringliche Aufgabe von Geschichtswissenschaft im gegenwärtigen gesellschaftlichen Diskurs zu sein, allzu schlichten, klaren, vereinfachenden Aussagen entgegenzutreten mit Verweis auf die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen, die Ausdifferenzierung

nach lokalen Eigenheiten und so zu einer notwendigen Komplexitätserhöhung und Aushalten von unauflösbaren Ambiguitäten beizutragen.

(2) Mit der zentralen Frage der **Datierung des Anthropozäns** geht nicht nur der Blick auf bestimmte geografische Räume einher, sondern man fängt sich auch **unterschiedliche Paradigmen, Erklärungsansätze und Verantwortlichkeiten** ein: Mit der Ansetzung des Beginns des Anthropozäns vor ca. 11.000 Jahren verbindet sich z. B. der Blick auf bestimmte geografische Räume (Hochkultur Mesopotamiens), spezifische Zuschnitte des ›anthropogenen Faktors‹ (Sesshaftigkeit mit Städtebau, Bewässerung, Landwirtschaft, Rodungen) und damit auch eine anthropologisch-zivilisatorische Perspektive. Diese früh angesetzte Datierung von Anthropozän bringt aus geschichtswissenschaftlicher Sicht eine mangelnde Ausdifferenzierung nach lokalen Spezifika bzw. globalen Ungleichheiten mit sich.

Noch weiter gehen Vertreter der sogenannten *Big History* (bes. David Christian), die öffentlichkeitswirksam ein Meisternarrativ vom Urknall bis in die Gegenwart zu spannen gedenken, das affektiv auf das Verantwortungsbewusstsein für *die eine Welt* abzielt. Vom Konzept und Narrativ her zielt *Big History* auf die Dimension der *longue durée*, während mittlere Dauer (z. B. ökonomische Zyklen) und kurze Dauer (Handlungen, Ereignisse) als eine Art zwingende Entwicklung einer un-ausdifferenzierten, gleichbleibenden menschlichen Natur im Sinne von biologischen Determinismen auftreten. Wird der anthropogene Faktor unter dem Universalismus ›Menschheit‹ verhandelt, treten Personen und Gesellschaften nicht (länger) als Akteure, d. h. historisch Gestaltende, auf.

Für das Gros der Geschichtswissenschaftler erscheint eine Ansetzung des Anthropozäns in der jüngeren Vergangenheit weit attraktiver, da dies auf einer Zeitschiene von kurzer bis mittlerer Dauer Differenzierungen und Erzählungen von hoher Komplexität zulässt. Das Einlassen auf eine planetarische Geschichte, die nicht unzulässig komplexitätsreduzierend vorgeht, funktioniert zudem forschungspraktisch besonders gut als Erzählung auf lokaler oder regionaler Ebene, wobei gerade die Forschungen zu vormodernen Epochen mit einer mangelnden Datenverfügbarkeit zu kämpfen haben, wie dies auch ein bekanntes Problem der Globalgeschichte darstellt. Eine Möglichkeit ist, über kollektive Arbeiten an eigenen Lokalstudien gemeinsam ein großes Gesamtbild zu entwerfen.

(3) Eine wesentliche Perspektivverschiebung in der Forschung zum Anthropozän verbindet sich mit dem ›neuen Materialismus‹ (u. a. Donna Haraway) in der Geschichtswissenschaft, der Betrachtung des Menschen als geologischem Faktor, wodurch **menschliche Agency und der in der Geschichtswissenschaft ausgeprägte Anthropozentrismus relativiert** oder zumindest neu gedacht werden. Der Mensch wird nicht als alleiniger Motor der Geschichte (Linda Nash) begriffen, sondern als Teil einer Vernetzung/Verflechtung mit der – auch nicht-menschlichen – materiellen Mitwelt.¹³ In einer *Multi-species Perspective* sollen in geschichtswissenschaftlichen Studien auch Tiere, Pflanzen, Viren/Bakterien, Ozeane etc. neben Menschen mit eigener *Agency* Beachtung finden, was bereits partiell in bestimmten

13 Umwelt suggeriert eine sich um den Menschen als Zentrum gruppierende Welt, während Mitwelt neutraler diesen als einen Akteur unter anderen fasst.

Forschungsfeldern wie *animal studies*, Umweltgeschichte, historische Klimatologie etc. angegangen wurde.

Auch in technokratischen Ansätzen wird die menschliche Agency relativiert: Deutlich wird dies z. B. in Ansätzen, die das Anthropozän um 1800 verorten mit Erfindung der Dampfmaschine und dem damit einhergehenden zunehmenden CO₂-Ausstoß. Mit dieser Datierung des Anthropozäns wird nicht nur das herkömmliche Narrativ von Kapitalismus, Industrialisierung, Aufklärung, Urbanisierung etc. bestätigt, sondern auch eine hegemoniale westlich-europäische Sicht fortgeschrieben und ein Bild vom Menschen entworfen, der außerhalb der Natur zu stehen scheint – ganz im Sinne des spezifisch westlich konstruierten Gegensatzes Kultur/Natur. Begriffe wie ›Kapitalozän‹ (Bonneuil/Fressoz) oder ›Technozän‹ (Sloterdijk) spiegeln eine solche Engführung des Blicks wider. Dezidiert technologisch und technokratisch ausgerichtete Lösungsversuche, um die Erderwärmung zu stoppen, stehen in einer westlich, auch kolonial geprägten Traditionslinie und überdecken mitunter die Notwendigkeit zur individuellen und gesellschaftlichen Verhaltensänderung – schließlich wird als Hauptverursacher nicht der Mensch, sondern das ökonomisch-politische Systeme als geophysikalische Kraft ausgemacht. Die (Über-)Betonung des technokratischen Faktors kann die menschliche Agency gänzlich infrage stellen: »Würde man Peter Haffs Konzept der Technosphäre als autopoetische Struktur ernstnehmen, stehe der Mensch lediglich im Dienste der Technik. Menschliches Handeln wäre somit jedoch aus der Geschichte herausgeschrieben.«¹⁴

14 WALDMANN, Tagungsbericht »Raum-Zeiten-wende« (wie Anm. 2).

(4) Mit der Betonung der **Standortgebundenheit des Blickwinkels** (›**Provinzialisierung des Anthropozäns**‹; **Provinzialisierung Europas**) in der Geschichtswissenschaft wurde den Fragen von sozialen Unterschieden, Machtungleichgewicht, unterschiedlicher Ressourcennutzung und ihren Effekten, um nur einige der Felder anzureißen, mehr Raum als in geologischen Debatten gegeben.

Die Forschung zum Anthropozän gibt einen wichtigen Anstoß und normativen Impuls, mit Blick auf den gesamten Planeten in der Verantwortungsdebatte ausdifferenzieren und Europa zu provinzialisieren. Vor allem in den frühen Jahren wurde darauf verwiesen, dass für die globale Erwärmung und Klimakatastrophe die Menschen nicht alle in gleichem Maße verantwortlich gemacht werden könnten, sondern Europäer in besonderem Maße geophysikalische Parameter beeinflusst hätten und somit auch in herausgehobenem Maße verantwortlich seien. Gesellschaftspolitisch ist geteilte Verantwortung in einer Weltgemeinschaft, in der aber nach Ländern und Personen – u. a. auch zwischen den einzelnen Generationen (Stichwort intra- und intergenerationeller Gerechtigkeit) – differenziert werden muss, die Lösung. Einzelpersonen werden z. B. über den jeweiligen persönlichen *ecological footprint* in ihrer persönlichen Stellung zur Mitwelt und gesellschaftspolitischen Verantwortung für den Planeten angesprochen.¹⁵ Hierauf soll als moralisch-normative Zuspitzung der Begriff ›Eurozän‹ (Sloterdijk) in Analogie zu Anthropozän verweisen. In diesem Sinne fügt die Forschung zum Anthropozän in der Geschichtswissen-

15 Kürzlich (27.11.2024) diskutierten im Rahmen von VH|D|igital, der Vortragsreihe zu Forschungsdaten, Ethik und Recht in der digitalen Geschichtswissenschaft, Anne Baillot (Germanistik und Digital Humanities, Universität Le Mans/DARIAH-ERIC), Anna-Katharina Wöbse (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte, Universität Freiburg) und Estrid Sørensen (Kulturpsychologie und Anthropologie des Wissens, Ruhr-Universität Bochum) unter Moderation von Mareike König (DHI Paris) interdisziplinäre Perspektiven auf den ökologischen Fußabdruck digitaler Praktiken in der Geschichtswissenschaft (»#GreenDH: Ökologische Herausforderungen und digitale Geschichtswissenschaft«). Ein Videomitschnitt findet sich unter: <https://www.youtube.com/watch?v=LTyH2INbE3I&t=28s> (abgerufen 06.12.2024).

16 Die Ausschreibung der 13th Biennial European Society for Environmental History (ESEH) Conference (18.–22.08.2025) z. B. stellt bewusst Klimageschichten (»Climate Histories«) in den Plural und fordert zu Gegennarrativen zu eurozentrisch ausgerichteten Anthropozän-Erzählungen auf, wobei die Felder Arbeitergeschichte, Sozialbewegungen und indigene Geschichte als mögliche Korrektive benannt werden (vgl. Ausschreibung »Climate Histories«, in: H-Soz-Kult, 15.10.2024, <http://www.hsozkult.de/event/id/event-150616> (abgerufen 06.12.2024)).

17 BRUNO LATOUR, Agency at the Time of the Anthropocene, in: New Literary History 45/1 (2014), S. 1–18, hier S. 2, <http://www.bruno-latour.fr/sites/default/files/128-FELSKI-HOLBERG-NLH-FINAL.pdf> (abgerufen 06.12.2024).

18 Eine Position aus der aktuellen Debatte können Sie im Interview mit Annette Kehnel in dieser Ausgabe des Portals nachlesen.

19 GABRIELE DÜRBECK, Das Anthropozän erzählen. Fünf Narrative, in: Aus Politik und Zeitgeschichte/bpb.de, 18.05.2018, <https://www.bpb.de/apuz/269298/das-anthropozan-erzaehlen-fuenf-narrative> (abgerufen 06.12.2024).

schaft zentralen Fragen nach sozialer Ungleichheit, nach Kolonialismus und Eurozentrismus eine weitere Dimension hinzu, was klimabedingte Migration ebenso wie Klima(un)gerechtigkeit, Fragen der Teilhabe und Repräsentation in Diskursen (Wer darf sich äußern? Wer wird gehört? Wer ist vertreten?) umfasst. Pluralistische Stimmen müssen nicht zwangsläufig in einer Negierung von Machtgefällen münden, wie dies Vertreter der *Post-colonial Studies* fürchten.¹⁶

Angesichts der unausweichlichen eigenen Involvierung wird die Thematisierung der jeweiligen Standortgebundenheit als Teil der Forschung eingefordert; die Auseinandersetzung mit der eigenen Verwicklung in den Forschungsgegenstand ist im Sinne von Bruno Latours »There is no distant place anymore.« zu verstehen.¹⁷ Besonders eine gesellschaftlich engagierte Forschung sieht sich der Gefahr einer Rückprojektion aktueller Debatten ausgesetzt: Lässt sich z. B. für die Vormoderne von Recycling, Ressourcennutzung oder Wiederverwertung sprechen?¹⁸

Zugleich kann die Geschichtswissenschaft auf das Nebeneinander unterschiedlicher Entwicklungen im Sinne einer notwendigen Verkomplizierung bzw. eines Komplexitätszuwachses (Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen) verweisen, u. a. die frühe globale Dimension von Konsum; geteilte Ressourcennutzung (z. B. Allmenden) als Bewirtschaften ohne Ausbeuten als Alternative zur Modernisierungserzählung; Zugriff auf Leben und Arbeiten der Bevölkerung unterhalb einer »Elitenebene«.

(5) Forschungen zum Anthropozän können schließlich **forschungspraktisch und methodisch als eine andere, neue Geschichtsforschung** gefasst werden. Durch fachübergreifende Kollaborationen mit auch ungewohnten Partnern wie u. a. Physikern, Geologen, physischen Geographen werden Historikern umfänglichere Quellen und Daten zugänglich gemacht, d. h. neben Textquellen aus Archiven z. B. auch Analysen von Baumringen, Korallenriffen, Eisbohrkernen. Ein neues Bewusstsein für die materiellen Grundlagen von Gesellschaft und Kultur verbindet sich mit dieser Öffnung. Für Gabriele Dürbeck bietet das Anthropozän auch die Chance, die Wissenschaftskulturen von Geistes- und Naturwissenschaften – endlich – in einen produktiven Dialog zu bringen: »Längst ist aus der ursprünglichen These ein nur noch schwer überschaubares, interdisziplinäres Diskursgeflecht entstanden, in dem das Anthropozän Brückenkonzept zwischen verschiedenen Wissenschaften, Querschnittsaufgabe für Wissenschaft und Gesellschaft sowie Reflexionsbegriff für das Verhältnis von Mensch und Natur ist.«¹⁹

In der Forschungspraxis stellt sich das Problem, als Fachfremder die Methoden der Datenerhebung nicht nachvollziehen zu können und sich auf Standards einer anderen Disziplin ein- und verlassen zu müssen. Dabei wird die eigene Disziplin als Lieferant von Orientierungswissen verstanden und im interdisziplinären Austausch auf die Rolle der Zuarbeit in Form der Faktenlieferung festgelegt bzw. reduziert (z. B. Ablagerungen in einem Bohrkern mit aus Textquellen bekannten Ereignissen kontextualisieren). Dagegen verläuft die Konzeptualisierung und das Fortentwickeln einer Geschichte zum Anthropozän aktuell eher disziplinintern.

Zu bereits angesprochenen Neuperspektivierungen wie multiskalaren Ansätzen, die über eine Mikro-Makro-Vermittlung hinausgehen, oder Verflechtungen in einer *Multi-species Perspective* mit unterschiedlichsten Akteuren tritt die durch den Austausch mit anderen Fachdisziplinen geweckte Aufmerksamkeit für neue Themen wie z. B. Biodiversität hinzu. Zugleich kann die historische Forschung zu einer Problematisierung von Konzepten und Begrifflichkeiten und ihrer Entwicklung in der Zeit auch für andere Fachkulturen beitragen: z. B. sollten bei der Betrachtung des Aussterbens von Tier- und Pflanzenarten nicht absolute Kategorien im Sinne von lebend/tot angesetzt werden, sondern mit einem Verständnis von prozessualen, graduellen Entwicklungen gearbeitet werden, bei denen die Bestimmung der Kategorie historisch kontextualisiert werden kann und muss.²⁰ Schließlich bieten sich in der Geschichtserzählung neue Herausforderungen, wenn es z. B. darum geht, wie verschiedene Zeitschichten in einem Narrativ verwoben werden können, wie Einzigartigkeit und Radikalität des Problems dargestellt werden sollten, welche Anforderungen an u. a. Sprache, Stil oder die Explikation von vermeintlich Selbstverständlichem gestellt wird, wenn man sich in einem interdisziplinär geführten Diskurs bewegt.²¹

3 Einige Implikationen der (historischen) Forschung zum Anthropozän für die Geschichtswissenschaft, die vom Menschen ausgeht

Bei bestimmten Erklärungsmodellen wie der anthropologisch-zivilisatorisch geprägten Siedlungsgeschichte, welche auf die Menschheit fokussiert, liegt die Einzelperson – verstanden als sich selbst bewusstes Individuum, das sich handelnd zu anderen in Beziehung setzt – außerhalb des Zoombereichs. »Leben und Wirken von Personen und Personengruppen in ihrer Zeit zu verstehen«,²² wie es Leitmotto des Instituts für Personengeschichte ist, kann aufgrund der ausschließlich in den Blick genommenen *longue durée* in der *Big History* keine Relevanz zukommen – da die im Handeln der Einzelpersonen und auch Personengruppen fassbare ereignishaft dimensionierte Dimension von kurzer Dauer in planetaren Dimensionen zu geringer Wirkmächtigkeit zugewiesen wird. Solch ein menschlicher Universalismus und biologischer Determinismus sowie die Setzung anthropologischer Grundkonstanten werden jedoch von der großen Mehrheit der Historiker scharf kritisiert als unterkomplex und unspezifisch.

Bei diesen angesprochenen Ansätzen handelt es sich – dies sollte man nicht vergessen – nur um bestimmte Stränge oder Positionen in einer sehr viel breiteren, vielstimmigen Debatte. So haben z. B. nicht nur Historiker, sondern auch die Humanökonominnen Andreas Malm und Alf Hornborg darauf hingewiesen, dass eine unausweichliche evolutionäre Geschichte zu biologischem Determinismus führe. Aus ihrer Sicht solle Anthropozänforschung vielmehr einen Anlass liefern, sich mit der Geschichte der globalen Ungleichheiten auseinanderzusetzen, wobei **notwendig menschliches Handeln** – in ihrem Fall in Form von Teilhabeoptionen und Ressourcenzugänglichkeit – **im Fokus** stehen müsse.²³ Auch die in jüngerer Zeit erschienenen geschichtswissenschaftlichen Arbeiten »setzen menschliches Handeln ins Zentrum und erklären es zugleich als in permanentem Austausch stehend mit dem, was Menschen materiell, ideell, medial, biolo-

20 Vgl. hierzu DOLLY JØRGENSEN/MILES POWELL, *Extinction in Environmental History. Historicising Problems of Classification and Intentionality*, in: EMILY O’GORMAN/WILLIAM SAN MARTÍN/MARK CAREY/SANDRA SWART (Hgg.), *The Routledge Handbook of Environmental History*, Abingdon (Oxfordshire)/New York 2024, S. 204–216.

21 Überlegungen zu verschiedenen Narrativierungen des Anthropozäns bietet DÜRBECK, *Das Anthropozän erzählen* (wie Anm. 19).

22 Vgl. <https://personengeschichte.de> (abgerufen 06.12.2024).

23 Vgl. ANDREAS MALM/ALF HORNBERG, *The Geology of Mankind? A Critique of the Anthropocene Narrative*, in: *The Anthropocene Review* 1/1 (2014), S. 62–69, hier S. 62.

24 TANNER, Anthropozän (wie Anm. 8).

25 CHAKRABARTY, The Climate of History (wie Anm. 11), S. 217.

26 HANNES BAJOHR, Keine Quallen. Anthropozän und Negative Anthropologie, in: HANNES BAJOHR (Hg.), Der Anthropos im Anthropozän. Die Wiederkehr des Menschen im Moment seiner vermeintlich endgültigen Verabschiedung, Berlin/Boston 2020, S. 1–16, hier S. 10.

gisch, physikalisch etc. umgibt. Gleichzeitig treten Zeithorizonte in unser Bewusstsein, die wir nicht selbst beeinflussen können (»deep time« und »deep future«), die uns aber aus ressourcentechnischer oder nachhaltiger Sicht dennoch beschäftigen.«²⁴ Personen und Gruppen als diejenigen, welche sich zu unterschiedlichsten anderen Akteuren verhalten, sind aus der Geschichtswissenschaft auch bei Einbeziehung neuer pluraler Akteure und verschiedener Zeitschienen nicht wegzudenken.

Wie sich historische Personen zu ihrer eigenen, vergangenen und zukünftigen Zeit positionieren und **Sinnzuschreibungen** vornahmen, ist ein genuin der Geschichtswissenschaft eingeschriebenes, notwendiges und sie begründendes Element, wie auch Dipesh Chakrabarty programmatisch schreibt: »Without such a history of life, the crisis of climate change has no human »meaning«. For, as I have said before, it is not a crisis for the inorganic planet in any meaningful sense.«²⁵

In der **Konkretisierung, wie bestimmte, lokal fassbare Personen und Gruppen zu einer bestimmten Zeit** z. B. mit Tieren interagierten, Ressourcen nutzten, global oder lokal gehandelte Güter konsumierten, Kapital investierten, gemeinschaftliche Landnutzung organisierten, mit Wassermangel umgingen, Katastrophen wie Überschwemmungen verarbeiteten oder zur Desertifikation bestimmter Gegenden beitrugen, liegt auch der große Gewinn für die binnendisziplinäre Forschung und den fachübergreifenden Austausch, da die Geschichtswissenschaft über Raum und Zeit hinweg speziesübergreifend, aber mit dem Menschen als zentraler zu berücksichtigender Dimension, die **notwendigen Differenzierungen** und lokalen Eigenheiten herausarbeiten kann, ohne die eine unzulässige Komplexitätsreduktion in der Debatte droht.

Auch im gesellschaftspolitischen Diskurs wird, mit dem Ernstnehmen anthropogen verursachter Veränderungen von geophysikalischen Parametern auf der Erde, gerade der Mensch als Einzelperson und als Teil der Gesellschaft »als **Adressat ethischer Forderungen, als politisch Handelnder oder als Verursacher und Verantwortlicher des Klimawandels**« angesprochen,²⁶ womit er als Person adressiert wird, die eigene gesellschaftspolitische und moralische Verantwortung reflektiert und sich handelnd zu vielfältigen kollektiven »Angeboten« (hier im Sinne von Positionen zum Anthropozän) verhält.

Dass diese gesellschaftspolitischen Implikationen, die gemäß Bruno Latour gerade kein »Außen« darstellen, auch den Historiker und seinen Standort im wissenschaftlichen Arbeiten prägen und beeinflussen, kann produktiv zum Teil der **fachdisziplinären Reflexion über Standortgebundenheit** und Zeitlichkeiten gemacht werden.

Auch wenn gerade in der Geschichtswissenschaft die Perspektivverschiebung vom Menschen als zentralem, alleinigem Ausgangspunkt auf den Menschen als eine wichtige, ja unabdingbare Dimension – aber neben Anderen – in Diskussion ist, stellt dieser als Handelnder in der Geschichte, als derjenige, der Sinnhorizonte bestimmt und aushandelt, sowie als Adressat von Geschichtsschreibung und gesellschaftspolitischen Handlungsappellen keineswegs ein Auslaufmodell dar.

(ASG)

Interview mit Prof. Dr. Annette Kehnel zur Umweltgeschichte und ihren Implikationen für die Personengeschichte

Im Folgenden finden Sie eine verschriftlichte Fassung eines mündlich geführten Interviews von Florian Müller, Studentenpraktikant am IPG, mit Prof. Dr. Annette Kehnel.

Frau Kehnel ist Inhaberin des Lehrstuhls für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Mannheim. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Wirtschafts- und Kulturgeschichte der Vormoderne und der historischen Anthropologie.

Interview

FM: Liebe Frau Kehnel, Sie arbeiten zu verschiedensten Aspekten von Umweltgeschichte, die von Optionen der Marktteilhabe über Nachhaltigkeit bei der Nutzung kollektiver Ressourcen bis zum Minimalismus als Handlungsmaxime reichen. Auch Ihr viel besprochenes und preisgekröntes Buch »Wir konnten auch anders. Eine kurze Geschichte der Nachhaltigkeit« zeugt von Ihrer breiten Aufstellung in der Umweltgeschichte und trifft einen Nerv der Zeit, wie auch die zahlreichen Übersetzungen zeigen. Können Sie uns umreißen, was Ihr Anliegen mit diesem Buch war? Was hat Sie persönlich bewegt, sich diesem Feld in Ihren Forschungen zu widmen?

AK: Ich wollte zeigen, dass wir auch anders konnten. Geschichte schult den Möglichkeitssinn! Nachhaltigkeit als Thema wurde durch die enge Zusammenarbeit mit den Studierenden immer wichtiger. Außerdem habe ich Kinder und Enkel. Hier sind sehr aktuelle und dringliche Probleme ihrer Zukunft angesprochen. Da ist natürlich die Frage, was ich als Historikerin tun kann. Ich kann keine Technologie weiterentwickeln, um die Folgen des Klimawandels abzufedern oder uns selbst darauf vorzubereiten, dass wir auf diesem Planeten trotz erhöhter Temperaturen leben können.

Was kann ich als Historikerin tun? Nun, was wir dringend brauchen sind neue Narrative. Wir haben Angst vor der Zukunft, weil wir uns keine Alternativen vorstellen können. Alternativen zu dem destruktiven Wirtschaftswachstum? Wohin soll das führen? Keiner will doch zurück ins Mittelalter! Keiner möchte Arbeitslosigkeit oder Rückschritt. Daher setzen wir lieber weiter auf die Erfolgsrezepte der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts. Mehr Wachstum, mehr Wohlstand, und noch mehr Wachstum und noch mehr Wohlstand. Dabei haben viele menschliche Gesellschaften über Jahrtausende ganz vernünftig gewirtschaftet. Ja, es gibt reichlich Erfahrung in Sachen Wirtschaft lange vor der Moderne und der Erfindung des Kapitalismus. Davon handeln die Geschichten in meinem Buch. Warum sollten wir auf den reichen Erfahrungsschatz vormoderner Gesellschaften verzichten?

FM: Umwelthistorische Forschung umfasst ein sehr breites Spektrum an Themen. Wo verorten Sie sich innerhalb dieses großen Feldes der Umweltgeschichte?

AK: Schwierige Frage. Die Umweltgeschichte hat eine lange Tradition. Reinhold Reith ist ein großer Name und gegenwärtig Oliver Auge oder Gerald

Schwedler in Kiel. Die beiden veranstalten demnächst eine große Tagung im Bereich der mittelalterlichen Geschichte. In der Schweiz und in Österreich ist das Thema älter und besser verortet. Was man früher Umweltgeschichte genannt hat, wird heute im Bereich der Nachhaltigkeitsforschung verankert. Wir sind abgekommen von der Trennung zwischen Mensch und Umwelt. Umwelt impliziert die Vorstellung von uns Menschen im Zentrum, drum herum die Natur, die »Um-Welt«. Dabei gehören wir doch zusammen. Homo sapiens ist Natur pur! Und die vielen kulturellen Regeln, die menschliche Gemeinschaften über die Jahrtausende hervorgebracht haben, sind erstaunlich oft Regeln, die dafür sorgen, dass Menschen das Gleichgewicht nicht allzu sehr durcheinanderbringen. Der Respekt gegenüber Wäldern, Bäumen oder Tieren wurde vielfach in Tabus, in scheinbar irrationalen Vorschriften formuliert: Jagdverbote, Brachjahre, Speisegesetze, heilige unantastbare Haine oder Wälder – das sind Gesetze, die das Wissen um das gesunde Maß transportieren. Nicht die Natur muss geschützt werden, sondern die Menschen müssen geschützt werden vor ihrem eigenen Zerstörungspotential. Ich möchte einen Beitrag liefern zu den Narrativen, die im kollektiven Bewusstsein der Bevölkerung »herumgeistern«. Ganz konkret stellt sich die Frage: Sind Menschen wirklich von Natur aus Eigennutzen-Maximierer? Tun wir alles, was wir tun, nur zu unserem eigenen Vorteil? Oder sind Menschen in der Lage und dazu fähig, Entscheidungen gegen kurzfristige Gewinne zu fällen, damit langfristig bessere Perspektiven für ihre Kinder oder auch für sie selbst dabei »rausspringen«.

Christian Pfister ist jemand, der seit 40 Jahren ganz stark die Klimaforschung vorantreibt. Er hat einen Schwerpunkt in der Auswertung von Wetter- und Klimadaten und diese sind wirklich bahnbrechend. Er hat unter anderem den Begriff des »50er-Jahre Syndroms« geprägt. Er zeigt, dass wir einen ganz klaren »Cut« haben im Verhältnis zu unserer Umwelt in der Nachkriegszeit und in der Zeit, als die globalen Märkte mit Öl »geflutet« wurden. Diese Entwicklung führte dazu, dass alles, was mit Öl produziert wird oder mit der Energie gewonnen werden kann, die Öl liefert, entsprechend billig wird. Hier liegt der Ursprung der Wegwerfgesellschaft. Pfister sagt: Mit dieser Erfindung der Wegwerfgesellschaft haben wir eine bahnbrechende Veränderung herbeigeführt. Diese hat letztlich zur Folge – und dafür werden wir später mal in die Geschichte eingehen –, dass wir innerhalb von nur einem halben Jahrhundert den ganzen Planeten vermüllt haben. Hier sehen wir einen Paradigmenwechsel. Die Ergebnisse der Forschung von Christian Pfister muss man im Denken der Menschen verorten. Dann fällt es uns vielleicht auch leichter so zu denken: Wenn es so schnell ging und noch gar nicht lange her ist, dann können wir es vielleicht noch ändern.

Dagegen ist in den Köpfen der meisten Menschen irgendwie verortet, dass das schon immer so war und Menschen alles vermüllt haben. Aber die Dimension, die wir heute erleben, ist lediglich eine Steigerung in den letzten 20 Jahren, verbunden mit der Erfindung von Social Media und Onlineshopping. Diese Entwicklung ist sehr, sehr jung. Ich möchte gerne in den Köpfen der Menschen neue Narrative aus der Geschichtsforschung verankern, also Ergebnisse aus der Forschung im Bereich der Umweltgeschichte und Nachhaltigkeitsforschung.

FM: Damit haben Sie die nächste Frage schon ein wenig mit aufgegriffen. Gibt es neben der Geschichte der Vermüllung des Planeten bestimmte Themen oder Fragestellungen, die in der aktuellen Forschung zur Umweltgeschichte besonders im Fokus stehen?

AK: Was mich gerade umtreibt, und auch Kolleginnen und Kollegen in der Schweiz erforschen, ist die Rolle von Besitzverhältnissen beziehungsweise unsere Einstellung zu Besitz. Es gibt einen Zusammenhang zwischen Privatbesitz und Ausbeutung der Natur. Dieser Zusammenhang wurde im 19. Jahrhundert ganz stark herausgearbeitet, nicht so sehr von Historikern, sondern vielmehr von Sozialutopikern und sogenannten Kommunalisten, also Menschen, die an Alternativen zum Kapitalismus glauben. Diese sagen: »Privatbesitz ist die Form des Verhältnisses zur Natur, die die Ausbeutung der Natur am meisten vorantreibt.« Das ist ein interessanter Gedanke und ein wichtiges Thema. Die Alternative wäre das, was wir heute »Commons« nennen, also die gemeinsame Bewirtschaftung gemeinschaftlich genutzter, also nicht privatisierter Ressourcen. Dieses Thema ist sehr aktuell. Tine De Moor erforscht dies in einem sehr gegenwartsrelevanten Kontext. Sie zeigt, wie in den Niederlanden die Verantwortung für die Deiche, die Verantwortung für Wassersysteme, gemeinschaftlich bewerkstelligt wurde. Und sie führt auch vor Augen, wie diese Funktionsweisen einen pfleglicheren Umgang mit der Natur hervorgebracht haben.

Wichtig für die »Commons«-Theorien ist Elinor Ostrom. Das ist eine Nobelpreisträgerin, die als Ökonomin spieltheoretische Experimente gestartet hat, mit denen man aber auch den Bezug interdisziplinär herstellen kann. »Commons« sind ein großes Thema, das ich für sehr zukunftsträchtig halte. Diese fehlen gänzlich in den sogenannten SDGs, den »Sustainable Development Goals«. Diese wurden 2015 als kleinster gemeinsamer Nenner für ein zukunftsfähiges Handeln beschlossen. Dort wird ganz klar von der privatwirtschaftlich organisierten Welt ausgegangen. Es gibt Initiativen, nicht zuletzt von historischer Seite, bei der nächsten Bearbeitung dieser SDGs alternative Formen des Besitzes, also die »Commons« zum Beispiel, mit einzuführen. Die Probleme, die wir haben, mit dem Klima, den Ozeanen, der Atmosphäre, dem Grundwasser, können Sie nicht privatisieren. Deswegen müssen wir schauen, dass wir neue Formen und neue rechtliche Rahmenbedingungen schaffen. Da würde ich sagen, sind die Historikerinnen und Historiker sehr gefragt, weil diese Zugriff auf alternative Modelle, die schon mal funktionierten, in der Geschichte haben.

FM: Gibt es Ihrer Meinung nach »blinde Flecken« in der aktuellen Umweltgeschichtsforschung? Welche Themen sollten Ihrer Meinung nach noch stärker betrachtet werden?

AK: Ja, auf jeden Fall die Frage des Privatbesitzes, des Zusammenhangs zwischen Privatbesitz und Ausbeutung. Das ist nicht so sehr ein »blinder Fleck« in der Geschichtswissenschaft, aber vor allem in den öffentlichen Debatten. Es gibt andere blinde Flecken, über die ich nachdenke, beispielsweise, inwieweit die Rolle der Frauen in der Wirtschaft, aber auch im Umgang mit Natur kleingeredet wurde. Beziehungsweise geht es darum, inwieweit die Rolle der Frauen in einer Welt, die seit dem 19. Jahrhundert überwiegend von Männern für Männer gebaut wurde, im Entwurf neuer

Zukunftsmodelle durch historische Forschung gestärkt werden könnte. Ein Beispiel, das ich auch in meinem Buch anführe, sind die Beginen. Hier bauten sich Frauengemeinschaften eigenständige Stadtviertel mit der massiven Unterstützung städtischer Kapitalgeber, aber auch des Stadtrates, des Bischofs und weiterer Personen in den Städten. Man kann beobachten, wie diese sehr akzeptierten, man könnte fast sagen »kommunalen Projekte« innerhalb der Städte eine Strahlkraft entwickelten. Sie stellten eine Form des Zusammenlebens ohne Gemeinschaftsbesitz dar. Die Beginen waren ganz anders organisiert als Frauen im Kloster. Frauen konnten Begine werden und auch wieder rausgehen; aber sie haben eigenständig gearbeitet. Das wäre ein Beispiel, wie von Frauen gestaltete städtische Räume anders aussehen als diejenigen, die von Männern gestaltet werden. Aber das ist ein sehr, sehr weites Feld, das natürlich die Gender-Forschung mit anspricht und bei dem man einfach an den Schnittstellen der verschiedenen Disziplinen arbeiten muss.

Blinde Flecken gibt es noch viele, auch im Bereich der sozialen Nachhaltigkeit. Das Beispiel ist die Notwendigkeit von Mikrokrediten. Ein weiterer blinder Fleck ist definitiv das Wissen, dass Wirtschaftswachstum immer nicht nur Gewinner produziert, sondern auch Verlierer. Das ist etwas, was historisch sehr präsent war, aber wir haben es irgendwie verdrängt. Wir gehen immer noch davon aus, dass, wenn jeder nur alles richtig macht, jeder Tellerwäscher Millionär werden könnte. Es geht aber darum, dem Tellerwäscher zu ermöglichen, in Würde seinen Beruf auszuüben. Unser Verständnis von Gleichheit wird oft verwechselt mit Gleichmacherei. Gleichheit bedeutet, dass die Schere zwischen Arm und Reich eine sein muss, die sozialverträglich ist. Interessanterweise ist die Schere zwischen Arm und Reich in den letzten 50 Jahren ganz enorm auseinandergegangen und jetzt gerade geht sie noch weiter auseinander. Wir müssen Möglichkeiten des Ausgleiches finden. Das, würde ich sagen, ist auch ein blinder Fleck in der Forschung, weil auch hier die Angst vor dem Rückfall in den Kommunismus und Sozialismus mitspielt, von dem wir meinen zu wissen, dass es nicht funktioniert hat. Ich würde sagen, es gibt alternative Modelle.

FM: Ich würde gerne zum besseren Verständnis noch einmal nachfragen, wie dieses System jenseits des Privateigentums aussieht. Man hat schnell Negativbeispiele wie Maos großen Sprung nach vorne in China oder die Kollektivierung der Landwirtschaft in der Sowjetunion vor Augen. Das ist am Ende nicht gut ausgefallen. Wenn Sie sagen, man solle Gleichheit nicht mit Gleichmacherei verwechseln, ist mir noch nicht ganz klar, wie dieser Ausgleich funktionieren soll.

AK: Das Problem ist, dass wir bei einer Alternative zu Privateigentum sofort an Mao oder Stalin denken. Das ist aber nicht die einzige Alternative, nicht einmal eine wirkliche Alternative zu Privateigentum, sondern Staatskapitalismus beziehungsweise Planwirtschaft. Und die ist etwas ganz anderes als die Agency den »Local Stakeholders« zu geben. Das Beispiel aus meinem Buch sind die Bodenseefischerei oder Waldgenossenschaften. Nutzerinnen und Nutzer dieser Wälder oder dieser Seen sind nicht nur als Konsumenten oder Produzenten Teil dieser Nutzungsgemeinschaft, sondern sie machen auch die Regeln, wie die Gemeinschaft den See befischt. Das ist eine

andere Form der Bewirtschaftung, die ohne Privatbesitz funktioniert. Der Bodensee war nie Privatbesitz. Seine Nutzung setzt die gemeinsame Bewirtschaftung durch eine Gruppe voraus, zu der eine beschränkte Zahl von Mitgliedern gehört und die sich selbst Regeln gibt. Wenn es, zum Beispiel, zu wenig Fisch gibt, wird ein Fangverbot für die Bodenseefellchen vereinbart. Oder es wird die Maschenweite der Fischernetze größer gemacht, so dass mehr junge Fische durchkommen und diese dann wieder zum Laichen kommen. Das sind Regeln, die sich die Nutzungsgemeinschaft am Bodensee selbst gegeben hat. Sie haben sich jährlich auf Fischertagen getroffen und dann besprochen, wie die Situation am See ist, ob es zu viele Aale gibt oder zu wenig bunte Fellchen. Dann haben sie entsprechend die Regeln für den Fischfang für das nächste Jahr festgelegt. Das wäre ein *Best-Practice*-Beispiel aus der Geschichte für ›Commons‹. Früher sagte man Allmende dazu, wenn es um kleinere Einheiten und Bewirtschaftungseinheiten geht.

FM: In die der Staat dann auch nicht eingreift?

AK: Doch der Staat ist wichtig, aber eher als eine Institution, die anerkennt. Die ›Commons‹ müssen immer eingebettet sein in ein größeres Netzwerk von mehreren ›Commons‹. Es geht nicht um Kleinstaaterei, sondern um die Akzeptanz solcher Gemeinschaften. Im späten 18. und 19. Jahrhundert war dies das Problem, dass die Legitimität und die Legalität dieser ›Commonswirtschaft‹, also dieser Weidegenossenschaften oder der Bodensee Communities, in Frage gestellt wurde. Man hat immer gesagt: »Ihr arbeitet nicht gewinnbringend.« Ihnen wurde die Existenzberechtigung genommen, um dann entsprechend den Besitz der ›Commons‹ in Privateigentum zu überführen.

Es gibt acht Regeln für funktionierende ›Commons‹, aufgestellt von Elinor Ostrom. Die Anerkennung durch den Staat oder die übergeordnete Autorität ist eine ganz wichtige Regel. Was eben nicht funktioniert, ist verstaatlichtes Wirtschaften, das die lokalen Spezifitäten gar nicht berücksichtigen kann und das nach drei oder fünf Jahresplänen letztlich doch auf wachstumsorientierte Leistungs- und Produktionsvorgaben umstellt. Das, was wir heute in China erleben, ist kein Staatskapitalismus, sondern eine staatlich organisierte und zentralisierte kapitalistische Wirtschaftsweise.

FM: Zur Geschichtsschreibung als Wahrnehmung gesellschaftlicher Verantwortung haben Sie schon viel gesagt. Welchen Beitrag kann Ihrer Meinung nach denn ganz spezifisch die mittelalterliche Geschichtsforschung zur Umweltdebatte leisten?

AK: Erstens die Fähigkeit zum Langfristdenken, zweitens Vorbilder liefern. Das Angstwort »Verzicht« klingt für die meisten nach Magerquark und Freudlosigkeit. Das 13. Jahrhundert liefert hier Alternativen: Franz und Klara von Assisi zum Beispiel. Die beiden realisierten mit großer Begeisterung das, was wir heute einen minimalistischen Lebensstil nennen. Sie haben dadurch Lebensfreude gewonnen, Intensität und spirituelle Tiefe – die Erfahrung von Zugehörigkeit zu einem großen Ganzen. Der Sonnengesang bringt die Freude an dieser Erfahrung im Lobpreis der Schöpfung so wunderbar zum Ausdruck. Die Vorstellung, dass wir verschwistert sind

mit allen Lebewesen, dass wir ein Teil des großen Ganzen sind und nicht in der Mitte stehen und drumherum unsere Umwelt, finde ich, ist in manchen mittelalterlichen Biografien deutlicher zu sehen, aber auch in denen der Antike. Diogenes von Sinope, zum Beispiel, ist auch ein wunderbarer Gute-Laune-Macher, der sehr viel positives Denken mit absoluter, minimalistischer Lebensweise verbindet. Ich nenne ihn immer den Erfinder, den Schutzheiligen der *Tiny House*-Bewegung, denn er wohnte in einem Fass. Das ist ein schönes Beispiel für langfristige Perspektiven. Wir müssen gar nicht alles neu erfinden, sondern es gibt so viele *Best-Practice*-Beispiele in der Geschichte. Wenn wir diese alle wieder aufgreifen, oder uns wieder daran erinnern, dann haben wir schon viel gewonnen. Es ist auch entlastend zu sehen, dass wir nicht das Rad neu erfinden müssen.

FM: Welchen Einfluss hat die Umweltgeschichte auf das aktuelle Umweltbewusstsein und auch auf die politische Entscheidungsfindung?

AK: Leider viel zu wenig. Wir könnten so viel lernen aus den Erfahrungen vergangener Generationen, wir müssten es nur wollen. Stattdessen stürzen wir uns lieber auf Skandale, Katastrophenmeldungen und Krisen. Es gilt – ähnlich wie im Journalismus – »only bad news is good news«. Deswegen wissen wir so viel über wirtschaftliche Zerstörung oder Ausbeutung in der Vergangenheit und so wenig über Wirtschaftsmodelle im Einklang mit der Natur. Nachhaltigkeit wurde bekanntlich durch den Freiherrn Carl von Carlowitz im Wald erfunden. Manche sagen dann gleich: Aber haben nicht die Römer ganz Griechenland abgeholzt und die Briten ganz Irland? Es stimmt auch, dass große, massive Umweltsünden begangen wurden. Aber es gibt eben auch Gegenbeispiele, und die versuche ich in dem Buch deutlich zu machen.

Ein Beispiel, das ich für ökonomische Nachhaltigkeit bringe, ist die Geschichte der Brücke in Avignon. Da eine ökonomische Krise für die Stadt droht, weil der Handel expandiert, muss der Handel beschleunigt werden. Er ist aber sehr unvorhersehbar, weil die Rhone ein sehr wilder Fluss ist. Die Rhone ist fast einen Kilometer breit, manchmal ein reißender Strom, während sie manchmal kaum Wasser fördert. Zwischendrin ist noch eine Insel. Dieser komplizierte Transfer von einem Ufer ans andere hätte der Stadt fast das Genick gebrochen. Denn der Handel wäre dann weiter nördlich über Lyon gegangen, wo es eine vernünftige Brücke gab, oder weiter südlich über Nîmes. In dieser Situation musste etwas geschehen, auch aus ökonomischer Perspektive. Aber keiner hat sich getraut, weil es so viele verschiedene Autoritäts- oder Machtzentren in der Stadt gab: Es gab den Stadtrat, den Bischof, den König, wenn auch weit entfernt, die Herzöge. Man hatte eine polyzentrische Struktur. In dieser Situation kommt einer Person eine entscheidende Rolle zu, nämlich einem Herrn namens Bénézet. Das war ein junger Typ, der aus den Bergen kam und, wie man es damals formulierte, von Gott den Auftrag bekommen hatte: Er wollte, ja musste eine Brücke bauen. Allerdings hatte er keine Ahnung von Brückenbau, sondern kannte sich mit Schafen aus. Vermutlich konnte er nicht einmal schwimmen. Aber er kam in diese Stadt und mit dieser Persönlichkeit wurde dann auf einmal ein Prozess in Gang gesetzt, der dafür sorgte, dass die verschiedenen Zen-

tren oder Machtautoritäten in der Stadt miteinander sprachen: Die Unternehmer, die Stadträte, der Bischof. Zum Bischof ist er zuerst gegangen und hat versucht, ihn zu überzeugen: »Wir müssen eine Brücke bauen!« Er hat einen kommunikativen Prozess in Gang gesetzt, der dazu führte, dass die Unternehmer und die Bürger der Stadt Land verkauft haben. Es handelte sich um Land am Ufer der Rhone, wo als Ausgangspunkt für die Brücke der Grundstein gelegt werden konnte. Bénézet hat letztlich als Erbauer dieser Brücke Karriere gemacht. Die Brücke wurde Ende des 12. Jahrhunderts innerhalb von acht Jahren gebaut. Wahrscheinlich hat Bénézet die Fertigstellung nicht mehr erlebt; er ist vermutlich an einem »Burnout« gestorben. Aber seine Idee hat funktioniert. Hier sieht man sehr schön, wie die Rolle eines Einzelnen in der Geschichte ganz gravierende Folgen haben kann. Die Einzelperson zählt! Bénézet hat als junger Mann dafür gesorgt, dass die Avinogesen sich einigen konnten, dass die Unternehmen der Stadt und des Umlandes mit eingestiegen sind in dieses Projekt. Und das Projekt hat auch finanziell die Stadt langfristig vorangebracht und natürlich alle *Stakeholder*, die mit dabei waren, vom einfachen Wirtshausbesitzer bis zum Steinbruchunternehmer. Alle haben davon profitiert.

FM: Welche Rolle spielt für Sie ein personengeschichtlicher Zugang? Betrachten Sie ihn als Möglichkeit, mittelalterliche Konzepte am konkreten Fall anschaulicher und greifbarer zu machen oder ...?

AK: Ja, definitiv. Da könnten Sie gut zum Bereich der ökonomischen Nachhaltigkeit das Beispiel von Bénézet nehmen. Wir wollen alle unsere »Heroes« und *Best-Practice*-Beispiele kommen mit Individuen, mit Personen daher. Von daher ist ein personengeschichtlicher Zugang sehr wichtig. Es sind nunmal Geschichten über Menschen aus Fleisch und Blut, die uns inspirieren und motivieren.

Andere Beispiele liefern die Beginen, zu denen es wunderschöne Einblicke gibt. Sie haben Hausordnungen hinterlassen, in denen man sieht, wie das Zusammenleben dort geregelt wird. Es sind wirklich Regeln, die sich diese Frauen selbst geben. Diese klingen für uns im Rückblick ein bisschen verstaubt, aber wenn man genauer hinschaut, dann ist es sehr, sehr lebensweltlich und real. In solch einer Hausordnung aus Aachen beispielsweise stehen Sachen wie: »Keine Begine darf den Hof verlassen, darf an Feierlichkeiten teilnehmen, zum Beispiel an Hochzeiten, Kindsbettfeiern, Beerdigungen, nicht an anderen Feierlichkeiten teilnehmen«. Dann kommt der Zusatz »ohne Erlaubnis der Meisterin oder einer anderen, wenn die Meisterin gerade nicht da ist.« Das Gleiche gilt für das Verlassen des Hauses. Sie sollen also immer jemandes Erlaubnis einholen, aber immer steht dabei: »Es sei denn, es geht gerade nicht anders.« Heute würden wir sagen: Wenn du weggehst, dann sag jemandem Bescheid, damit wir wissen, wo wir dich suchen können, falls du nicht wiederkommst. Auch Männerbesuche sind nicht erlaubt, aber dann steht da der Zusatz: Es sei denn, es gibt dringliche Gründe. Oder es wird das Baden mit Männern verboten. Wir wissen alle als Historikerinnen und Historiker, wenn sowas in einem Gesetz geregelt werden muss, dann weil es sehr oft der Fall war. Es ist eine Lebenswelt, eine Lebensform, die sehr lebendig ist und lebensbejahend. Sie ist aus unserem Bewusstsein verschwunden, obwohl sie definitiv ein ganz zentrales

Element mittelalterlicher Städte war. Diese Erzählungen nehmen Gestalt an, wenn wir es mit konkreten Menschen zu tun haben. Aus Marseille gibt es Aufzeichnungen im Notariatsregister, die zeigen, dass die Beginen im Beginenhof in Marseille überaus aktiv waren als das, was wir heute als Kapitalgeberinnen oder Investorinnen bezeichnen würden. Sie haben ›Start-Ups‹ finanziert, wenn man es in die heutige Sprache übersetzt. Ein Bäcker und seine Frau, die gerade geheiratet haben, wollen ihre Bäckerei aufmachen und dann haben sie bei der Begine in Rogo, so heißen diese Beginen in Marseille, einen Kredit aufgenommen. Sie hat ihnen das Startkapital geliehen und mit der Zeit konnten sie es wieder abbezahlen. Das ist kein Einzelfall. Beginen sind sehr stabile Kapitalgeberinnen in der Stadt. Da wird es dann anschaulich, denn Personen machen Geschichte lebendig; Menschen, die handeln oder mit Männern baden oder innerhalb ihrer Communities bestimmte Rollen einnehmen. Wir haben auch eine Kressegärtnerin, was wir heute als ›Urban Gardening‹ bezeichnen.

Natürlich passt das alles nicht ganz genau in die Verhältnisse des Mittelalters, aber wir müssen uns die Geschichte aneignen und in die Sprache des 21. Jahrhunderts übertragen. Denn die einzige Alternative ist, dass wir weiterhin die Sprache des 19. Jahrhunderts benutzen, als die meisten Themen für insbesondere die mittelalterliche Geschichte sehr stark geprägt und gesetzt wurden. Genealogisches Denken ist sicherlich ganz wichtig im Mittelalter, aber es ist mindestens genauso wichtig im 19. Jahrhundert, wo Stammbäume mit noch mehr Faszination rekonstruiert wurden, als dies im Mittelalter der Fall war. Was das Geschlechterdenken angeht: Die Staufer wussten nicht, dass sie Staufer sind, bis Innozenz IV. Friedrich II. als Staufer bezeichnete. Das war ein Schimpfwort, von dieser lächerlich kleinen Burg Hohenstaufen im Schwäbischen abgeleitet. Wir müssen die Geschichte lebendig machen, indem wir sie auch in die Sprache des 21. Jahrhunderts übersetzen. Da müssen wir manche Anachronismen wagen, aber wir wagen auch Anachronismen, wenn wir weiterhin die Sprache des 19. Jahrhunderts verwenden.

Mein Lieblingsbeispiel stammt aus der Geschichte des Investiturstreits. Das ist etwas, das die meisten vom Mittelalter kennen. Angeblich ist es die Geschichte vom Streit zwischen dem Kaiser und dem Papst. Interessant ist, wenn man aber in die Literatur schaut, was im späten 11. Jahrhundert die Menschen beschäftigt hat. Der Papst und der Kaiser in Canossa, der Kaiser über die Alpen, was wussten die Menschen im späten 11. Jahrhundert über diese Ereignisse? Die einzige Quelle nördlich der Alpen, die davon überhaupt etwas berichtet, ist Lambert von Hersfeld, ein etwas altersdepressiver Mönch, der die Übel seiner Zeit beklagt. Seine Chronik ist unikal überliefert und fand keine weitere Verbreitung. Das heißt: Im 11. und 12. Jahrhundert hat es die Menschen viel weniger interessiert als unsere Vorfahren im 19. Jahrhundert, als nämlich die Trennung von Kirche und Staat das große Thema war. In so einem Kontext ist natürlich das Verhältnis von Staat und Kirche und auch der Gang nach Canossa ein ganz wichtiges Thema. Ich würde sagen, im 21. Jahrhundert haben wir andere Themen. Deswegen sollten wir mutig sein, so mutig zumindest wie unsere Vorgängerinnen und Vorgänger, und auch mal ein bisschen Anachronismen wagen.

FM: Wie setzen Sie in Ihrer Forschung Personen und Akteure ins Verhältnis zur Natur, zu Tieren oder Gegenständen oder Landschaften? Welches Personenkonzept legen sie da zugrunde?

AK: Ich gehe vom Homo sapiens aus als eine von sehr vielen Spezies, die eine besondere Gestaltungsfähigkeit hat. Historische Personen können wir immer nur über ihre Stimmen fassen, die in irgendeiner Weise in Quellen, also Texten oder Bildern oder Artefakten, erhalten sind. Die Interaktion zwischen Mensch und Text, zwischen Menschen und Artefakt, was immer es ist, ob das Hufeisen, das ein Schmied schmiedet, oder ein Buch, das ein Schreiber schreibt, generiert eine ganz eigene Agency. Deswegen sind Personen immer fassbar als Teil eines Interaktionszusammenhangs.

FM: Man könnte auch noch den Aspekt von einer hierarchischen Beziehung zwischen Menschen und Natur einbeziehen.

AK: Da würde ich sagen, dass das »Wishful Thinking« der Moderne ist. Seit der Aufklärung gehen wir davon aus, dass der Mensch die Krone der Schöpfung ist. Im Mittelalter haben sich die Menschen als Kind Gottes gesehen oder als Gottes Ebenbild. Gleichzeitig waren die Regeln für das Verhältnis zwischen Mensch und Natur ganz klar, denn die Natur saß »am längeren Hebel«. Die Menschen wussten, dass sie im Wettbewerb mit der Natur eigentlich immer die Unterlegenen waren. Deswegen war es sicherlich ein ganz anderes Verhältnis zur Natur, als wir es heute kennen. Nehmen wir die Brücke von Avignon: die Rhone war in ihrer ganzen Gewalt Beherrscherin dieser Region. Deswegen mussten überall Nikolauskapellen gebaut werden, um die Zustimmung und den Schutz der höheren Mächte zu erhalten, die Zustimmung der Natur zu den Projekten. Immer wieder hat sich die Rhone natürlich auch die Brücke genommen und dann wurde sie wieder repariert und weitergebaut.

Die Beherrschung der Natur war das Leitprinzip des 19. und 20. Jahrhunderts. Der Westen war beseelt von der Idee der Unterwerfung – fremder Kontinente, fremder Kulturen und eben auch von der Unterwerfung der Natur. Die Rhone wurde begradigt; alle Flüsse wurden begradigt. Wir haben die Berge bestiegen, wir haben die Natur gezähmt. Die Erfindung des Blitzableiters, so eine These, war der Anfang, weil wir uns unabhängig gemacht haben von dem Schutz. Jetzt merken wir zum ersten Mal wieder, dass die Natur letztlich doch »am längeren Hebel sitzt«. Es geht der älteren Forschung gar nicht darum, unsere Umwelt zu schützen, sondern den Planeten in einem Zustand zu erhalten, der uns eine Existenz ermöglicht. Ich rede gerne vom menschenfreundlichen Zustand, davon, dass der Planet ein menschenfreundlicher Ort bleibt. Diese Entscheidung steht jetzt an. Der Planet wird auch ohne uns sehr gut weiter existieren. Wir müssen nur die Frage stellen, ob die Menschen noch einen Platz haben werden auf diesem Planeten. Es gibt ein schönes Zitat, das steht im Buch von Odo Marquart: »Wir müssen die Welt nicht verändern, es reicht, wenn wir sie in Ruhe lassen.«

(FM)

Literaturhinweis:

ANNETTE KEHNEL, *Wir konnten auch anders. Eine kurze Geschichte der Nachhaltigkeit*, München: Heyne, 2022; Paperback, 488 S., 16,00 €; ISBN 978-3-453-60684-5.



Abb. 1: Cover von ANNETTE KEHNEL, *Wir konnten auch anders*.

Abb.: <https://www.penguin.de/buecher/annette-kehnel-wir-konnten-auch-anders/paperback/9783453606845> (abgerufen 19.12.2024).

Protokolle / Berichte

Wasser- und Flussbau im Oberrheingebiet vom späten Mittelalter bis zur Gegenwart

Anfang Oktober 2022 fand im Marchivum, dem Mannheimer »Haus der Stadtgeschichte und Erinnerung« (Stadtarchiv), eine Tagung zu dem Thema »Wasser- und Flussbau im Oberrheingebiet vom späten Mittelalter bis zur Gegenwart« statt. Sie wurde von der Stadt Mannheim, dem CNRS (Centre national de la recherche scientifique), der AGLO (Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein), dem Department für Geschichte am Karlsruher Institut für Technologie und dem Laboratoire Image, Ville, Environnement der Universität de Strasbourg veranstaltet. Auf der Tagung waren zudem das Fachgebiet Geschichte des Mittelalters der TU Darmstadt, der Lehrstuhl Wirkungsgeschichte der Technik der Universität Stuttgart, das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, die Staatliche Rhein-Neckar-Hafengesellschaft Mannheim, der Mannheimer Altertumsverein und der Mannheimer Schifffahrtsverein von 1894 vertreten. Diese Gruppe von Veranstaltern ermöglichte einen von nationalen Grenzen freien Blick auf das Oberrheingebiet mit allen seinen Nebenflüssen und Gewässern und zeigte zugleich das große fächerübergreifende Interesse an der Thematik. Geboten wurden zahlreiche Vorträge, eine Exkursion und die Besichtigung des Marchivums, um einen Eindruck davon zu gewinnen, wie der Mensch über die Jahrhunderte und schon Jahrtausende den Rhein und seine Nebenflüsse am Oberrhein verändert und wie sich daraus verschiedene Lebensformen, Kulturtechniken und gesellschaftliche Wirkungsräume entwickeln. Die Tagung stand damit in engerem Zusammenhang mit dem Forschungsprojekt »Fluvial Anthroposphere« | »Fluviale Anthroposphäre«.¹

Daß der Klimawandel in vollem Gange ist, zeigt sich nicht zuletzt an immer häufigeren Extrem-Wetter-Ereignissen auch in unseren Breiten. Immer ist das Wassersystem betroffen: sei es beim Stauen für Trinkwasser, zur Energiegewinnung, Mengenregulation oder zum Befahren der Flüsse, sei es durch Regulierungen zum Abfließen – ob es nun zu viel oder zu wenig Wasser gibt. Die Tagung nahm diese brandaktuelle Thematik unserer Zeit zum Anlaß, die historischen Querschnitte und historischen Modelle und Maßnahmen zu präsentieren und zu interpretieren und so für den Oberrhein eine deutsch-französische Perspektive aufzuzeigen. Und zugleich sollten stets die Akteure, die handelnden Personen in ihrer Zeit in den Blick genommen werden, sei es in ihrem Wirken, sei es im Konflikt, miteinander. Dabei zeigte sich, daß Flüsse Lebensadern der Ge-

1 DFG Schwerpunktprogramm 2361 an der Universität Leipzig: <https://www.physes.uni-leipzig.de/fluviale-anthroposphaere>. Vgl. LUKAS WERTHER/NATASCHA MEHLER/GERRIT JASPER SCHENK/CHRISTOPH ZIELHOFER, On the Way to the Fluvial Anthroposphere — Current Limitations and Perspectives of Multidisciplinary Research, in: *Water* 13/16: 2188 (2021); <https://doi.org/10.3390/w13162188> (abgerufen 11.02.2025).

sellschaft waren und sind. Gerade der Rhein spielt mit seiner multifunktionalen Nutzung als Lebensmittellieferant, als Verkehrsader, als Grundlage für Industrieentwicklung eine zentrale Rolle. Das Flußsystem wurde und wird durch den ingenieurwissenschaftlichen Zugriff (Hydrologie, Dämme, Korrekturen, Wässerungen, Entwässerungen, Staustufen, Energiegewinnung, Maschinenbau), die ökologischen Perspektiven und im Falle der Mannheimer Tagung durch die Kultur- und Sozialgeschichte in den Blick genommen. Forschungsgeschichtlich stand bisher Johann Gottfried Tulla im Mittelpunkt der Untersuchungen. Nunmehr sollten übergreifende Perspektiven frühere Narrative ablösen und Herausforderungen des Wasser- und Flussbaus in Hinblick auf Klima, Biodiversität, die Wasserrahmenrichtlinien und länderübergreifenden Hochwasserschutz in den Blick genommen werden. Diese neuen vielfältigen Perspektiven eröffnen jeweils auch neue Fragestellungen zu den Menschen und ihren Lebensbedingungen und ihrem Wirken in ihrer Zeit.

Zunächst führte Prof. Dr. Laurent Schmitt (Strasbourg) mit seinem Vortrag »Navigation, hydroélectricité, héritages sédimentaires, gestion et restauration transfrontalières durables du Rhin supérieur« in die Restaurationsbemühungen am Rhein ein. Die Sedimentationsveränderungen in Folge menschlicher Eingriffe (Vertiefung des Flussbetts um sieben Meter), die Regulierungen für die Schifffahrt und die Kanalisation führten zu einer kompletten Unterbrechung des »Stroms« und erhöhten die Hochwassergefahr für die Anrainer-Städte drastisch. Die Restauration versucht auf verschiedenen Ebenen durch Sedimentationsprozesse, Ufergestaltungen, Wiederermöglichung von Fischwanderungen, Flutkontrolle und Retentionsflächen die laterale und vertikale Konnektivität wieder herzustellen. Erst die Erfassung der zugrunde liegenden Prozesse über einen längeren Betrachtungszeitraum ermögliche, so Laurent Schmitt, eine Kontrolle der Nachhaltigkeit der Restaurationsmaßnahmen, die bis 2038 abgeschlossen sein sollen.

Als Beispiele aus Mittelalter und Früher Neuzeit erläuterte Marc Suttor (Arras) das Infrastruktursystem der Mosel bei Metz vom 13. bis 17. Jahrhundert. Ab dem 10./11. Jahrhundert veränderte sich der Fluß stark infolge der Schiffbarkeit und Flussbettverlagerungen, von Erosionen und Anschwemmungen. Außerdem untersuchte Marc Suttor exemplarisch für Wasserbauinfrastrukturen die Mühlen an Maas und Schelde im 18. Jahrhundert. Komplexe Wasserbauinfrastrukturen bestanden demnach in den Städten bereits lange vor dem 18. Jahrhundert. Der Fluß und seine Infrastruktur veränderten sich dann stark infolge der Entwicklung der Schifffahrtstechnik.

Dr. Evelien Timpener (Hannover) nutzte die Geschichte der Rheininseln im nördlichen Oberrhein als Folie, um »Aneignungsprozesse im 12. bis 16. Jahrhundert im wasserreichen Raum« zu beschreiben. Gerichtsprotokolle und Augenscheinkarten als besitzrechtliche Quellen der An- und Abschwemmungen der Rheininseln zeigen die anthropogene Durchdringung und Inbesitznahme des »wasserreichen Raumes« auch, wenn die Inseln bzw. Anschwemmungen noch gar nicht entstanden sind. An der Landschaft »wasserreicher Raum« zeigte sich exemplarisch der Aspekt der Territorialisierung im Deichbau seit dem späten Mittelalter.

Prof. Dr. Gerrit Jasper Schenk (Darmstadt) erläuterte eindrucksvoll den Forschungsansatz von »Fluvial Anthroposphere« im 14. bis 16. Jahrhundert am Beispiel der Auenlandschaften der Flußsysteme an Ill, Kinzig, Schutter und Elz. Die »Flussgenossen« gestalteten die gesellschaftlichen Naturverhältnisse in gleicher Weise in Kooperation wie im Konflikt miteinander. Allerdings wurde die Flußlandschaft zur fluvialen Anthroposphäre bereits in der Vormoderne u. a. durch Pfadabhängigkeiten überprägt. Schon diese frühen Entwicklungen sind, so Gerrit J. Schenk, wesentliche Entwicklungsschritte hin zur Rheinbegradigung. Zunächst höchst ungleiche, auch konfligierende Ausgangsinteressen von Müllern, Fischern, Flößern, Hanfröstern und Kaufleuten – um nur eine Auswahl zu nennen – suchten nach einem Interessensausgleich durch die Bildung kommunaler Flußgenossenschaften. Diese verändern dann die Auenlandschaften seit dem 14. Jahrhundert wesentlich.

Stefan Holz (Stuttgart) führte die Bedeutung des Neckars für die Reichsstadt Heilbronn im 16. Jahrhundert vor, indem er deren Flussbau über Jahrhunderte verfolgte. Die Reichsstadt Heilbronn stand dabei in scharfer Konkurrenz zu den weiteren Neckaranrainern. Denn das Neckarprivileg der Stadt von 1333 sicherte dieser das Recht zu, Stauwehre, Mühlen, Hammerwerke und Fache für den Fischfang zu bauen und diese verhielten dauerhaft eine durchgängige Wasserstraße. Zwar waren bisher schon Pläne zur Schiffbarmachung des Neckars von Heilbronn bis Cannstatt durch Heinrich Schickhardt (1598) bekannt. Stefan Holz konnte nun auch Pläne aus den 1550er Jahren nachweisen. Aber alle diese Pläne wurden aus Kostengründen nicht umgesetzt.

Dr. Sabine Arend (Heidelberg) präsentierte aus dem Heidelberger Akademie-Projekt der Theologenbriefe im 16. Jahrhundert (2017–2031), in dem ca. 35.000 Briefe von Theologen in einer Datenbank erfaßt und eine Auswahl digital ediert werden sollen, zeitgenössische Erfahrungsberichte des Reisens zu Land und zu Wasser an Rhein und Neckar.² Flüsse werden in 75 auswertbaren Briefen als naturräumliche und politische Grenzen wahrgenommen. Umweltfaktoren wie das die Schifffahrt behindernde Niedrigwasser können eher als persönliche Erlebnisse denn als grundsätzliche Entwicklungen eingeordnet werden.

Tilman Wagle M.A. (Karlsruhe) bot einen faszinierenden Einblick zum Umgang der Anwohner der Murg mit der Ressource Fisch. An der Murg wurden Reusen gebaut und der Fang differenziert geregelt. Für den Lachsfang an der Murg bauten die Anwohner Fischkästen an Wehren. Auch hierdurch wurde der Lachs jedoch am Weiteraufstieg im Fluß gehindert, woraus Konflikte darüber entstanden, wer wo wie viele Fische entnehmen darf. Vor allem aber Bauwerke der Hydroenergie wie Dämme, Mühlen und Hammerwerke, dann die einsetzende Industrialisierung mit ihren Turbinen, ließen die Lachspopulation stark einbrechen. 1920 fanden sich keine Lachse mehr in der Murg.

Den Neckarkanal als Beispiel für das Zusammenwirken von Wasserwirtschaft und Denkmalpflege stellte Michael Hascher (Esslingen) vor. Am Beispiel des Neckarkanals bei Esslingen zeigt sich die langsame Überformung der natürlichen Gewässer zu Kanälen durch den Bau von Mühlen. Die Hydroenergie stellte für die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt ei-

2 Theologenbriefwechsel im Südwesten des Reichs in der Frühen Neuzeit (1550–1620) (ThBW) der Heidelberger Akademie der Wissenschaften unter: <https://www.hadw-bw.de/forschung/forschungsstelle/theologenbriefwechsel-im-suedwesten-des-reichs-der-fruehen-neuzeit-1550-1620> (abgerufen 03.12.2024).

nen entscheidenden Faktor dar. Ab 1817, nach dem Ende des Schutzes der Privilegien durch das Alte Reich, wurden bei Heilbronn Schleusen gebaut. Auch für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg sind detaillierte Pläne für die Neckarausbauphasen mit ihren Staustufen überliefert und bieten möglicherweise die Quellen für noch zu leistende Forschungen zu den Prozessen radikalen ökologischen Wandels und Zerfalls, wie sie Michael Hascher einleitend zu seinem Vortrag benannte.

Eine eigene Sektion behandelte das 19. und 20. Jahrhundert: Ralf Spicker M.A. (München) setzte sich vor dem Hintergrund des Geschiebes am Rhein vor seiner Mündung in den Bodensee mit den Flussbauprojekten an Alpenrhein, Bodensee und Hochrhein im Spiegel der nun nationalen Interessen dienenden politischen Grenzen und Strukturen auseinander. Die Akteure waren hier Lichtenstein, Schweiz und Österreich. Seit dem Mittelalter zeigen Baumaßnahmen an verschiedenen Orten eine Anpassung der Wasser- und Flussbaumaßen, um etwa Überschwemmungen zu regulieren und zu kanalisieren. Ein erster Staatsvertrag für ein künstliches Flußbett zwischen dem Kanton St. Gallen und Lichtenstein stammt von 1847. Heute baut das Flussmanagement durch das Projekt »Rhesi« (Rhein, Erholung und Sicherheit) wieder Kiesbänke in den zwischenzeitlich vollständig regulierten Flusslauf, um auch ökologische Aspekte wieder mit einzubeziehen. Den Hochrhein prägten seit 1866 hingegen Kraftwerke. Hier konnten sich Planungen zum schiffahrtstfähigen Ausbau bis heute nicht gegen Schiene und Straße durchsetzen.

Genau diese Konkurrenz von Eisenbahn und Schifffahrt zeigt auch der Oberrhein, wie Ulrich Boeyng (Kuhardt) vorführte. Seit 1816 bzw. 1820 gab es auf dem Oberrhein die Dampfschifffahrt, die die Fahrzeit von Köln bis Mainz mit 22 Stunden kalkulierbar machte. Allerdings zeigten die Rheinkorrekturen ungünstige Folgen: erhöhte Fließgeschwindigkeit und Kiesbänke in der Fahrrinne behinderten die Schifffahrt. Daher übernahm die Eisenbahn nach 1840 den Frachtverkehr zwischen Mannheim und Basel. Erst infolge des Ausbaus der Fahrrinne Ende des 19. Jahrhunderts lohnten sich Erneuerung und Ausbau der Häfen in Basel, Straßburg, Karlsruhe und Mannheim.

Dr. Isolde Dautel (Esslingen) widmete sich besonderen, bemerkenswerten Kleindenkmälern in der Rheinebene. Diese dokumentieren die Lebens- und Arbeitsbedingungen in einer sich wandelnden Kulturlandschaft und verdienen daher die besondere Aufmerksamkeit der Denkmalpflege. Seit 2001 läuft bereits ein entsprechendes Projekt des Landesamtes für Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Unter diese Kleindenkmäler fallen auch Hochwassermarken auf Hochkreuzen, Brunnen, Grenzsteine. Denkmale dokumentieren Goldwäscherei, Fischerei, die Umsiedlung ganzer Ortschaften aufgrund der Flussaktivität, die Zersiedlung von Acker- und Weideflächen durch Rheinbettverlagerungen, oder das Trockenlegen von Nutzflächen.

Abschließend zeigte Nadja Thiessen (Darmstadt) die Auswirkungen und Folgen der wasserbaulichen Eingriffe im Mannheim der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf, insbesondere für die Hochwassersituation der Stadt Mannheim. Das Hochwasserrisiko Mannheims ist durch den Ausbau

der Staustufen und die Flußbegradigung erheblich gestiegen. Die Erhöhung der Fließgeschwindigkeit und das regelmäßige Zusammentreffen der Flutwellen von Neckar und Rhein potenzieren das Hochwasserrisiko. Pläne von 1969, die das Problem erkannt hatten, kamen nicht an die Öffentlichkeit. Umso dramatischer schilderte dann die Hochwasserstudienkommission 1970 die Situation. In der Auseinandersetzung zwischen Stadt und Land führte erst die Medien-Öffentlichkeit zu einem Kompromiss, der auch die gravierenden politischen Folgen der Fluss- und Wasserbauten berücksichtigt.

Eine Führung durch den Mannheimer Hafen unter historischen Gesichtspunkten mit Dr. Hanspeter Rings und eine Rundfahrt mit der MS »Haus Oberrhein« als Gäste der Staatlichen Rhein-Neckar-Hafengesellschaft waren besonders interessant und rundeten die Tagung ab. Parallel konnten die Ausstellung »Die Welt am Oberrhein«, Fotografien von Robert Häusser, in den Reiss-Engelhorn-Museen (REM) und auch die Dauerausstellung im Marchivum »Typisch Mannheim!« besichtigt werden.

Die Beiträge der Tagung waren immer dann besonders ergiebig, wenn aufgrund der sozio-ökologischen Entwicklungen die naturräumlichen Bedingungen und die Aktivitäten des Menschen wie Wasser- und Flußbauten zu Konflikten zwischen verschiedenen Gruppen von Nutzern und Anwohnern führten und entsprechende Akten entstanden. Diese sozio-ökologischen Entwicklungen setzten im Mittelalter ein und führten über frühneuzeitliche Territorialisierungsprozesse und technisch-ökonomische Fortschritte vor allem im 19. Jahrhundert zur Rheinkorrektion durch Johann Gottfried Tulla, der insofern nicht mehr als Pionier angesprochen werden kann. Fast alle Beiträge konnten auf aktuelle Bezüge verweisen, was menschliche Eingriffe in die Natur bewirkt. Auch wegen dieses aktuellen Bezugs erfahren diese Themen inzwischen in der historischen Forschung mehr Aufmerksamkeit.

(LvL)

Studentisches Praktikum im Institut für Personengeschichte

Sehr geehrte Leserinnen und Leser des interaktiven Portals »personen | geschichte«,

mein Name ist Florian Müller, und im Mai und Juni des Jahres 2024 wurde mir die Möglichkeit gewährt, mein Universitätspraktikum im Institut für Personengeschichte in Bensheim zu absolvieren. Im Folgenden möchte ich Ihnen gerne einen kleinen Einblick in meine Tätigkeiten während des Praktikums, die Arbeitsweise und die Bestände des Institutes für Personengeschichte geben.

Während meines Praktikums konnte ich Erfahrungen in einer Vielzahl von wissenschaftlichen Arbeitsfeldern des Instituts für Personengeschichte sammeln. Das Gebäude des in der Bensheimer Innenstadt gelegenen Instituts für Personengeschichte wirkt von außen eher unscheinbar und lässt nicht auf die große Bibliothek mit über 75.000 Büchern schließen, die sich im Inneren verbirgt. Abgesehen von einigen Büroräumen und dem Konferenzsaal im Untergeschoss finden sich vor allem zahlreiche deckenhohe Regale und schwere Archivregale auf Schienen, voller Bücher und Archivgut, in dem Gebäude in der Hauptstraße 65 in Bensheim. Sämtlicher verfügbarer Platz wird effizient genutzt. Im Institutsgebäude befand sich früher eine Sparkassenfiliale. Im ehemaligen Tresorraum werden die besonders alten Bestände, überwiegend Bücher des 16. bis 18. Jahrhunderts, aufbewahrt, darüber hinaus auch eine ca. 3.500 Bände umfassende Sammlung von Haus-, Hof- und Staatskalendern aus ganz Europa. Außerdem befindet sich in den angemieteten Räumen oberhalb der benachbarten Apotheke noch eine Buchbindewerkstatt. Sie können sich noch **näher über die Aufgaben und Bestände des Instituts für Personengeschichte informieren** mit dem Aufsatz von VOLKHARD HUTH, »Ein Solitär der außeruniversitären Wissenschaftsszene: Das ›Institut für Personengeschichte‹ in Bensheim«, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 157 (2021), S. 601–615.

Das Institut für Personengeschichte verfügt über ein kleines Kernteam, das neben den Aufgaben am Institut auch zahlreichen externen Verpflichtungen, wie beispielsweise Lehrveranstaltungen an Universitäten, der Recherche in Bibliotheken oder Archiven oder der Teilnahme an wissenschaftlichen Tagungen, nachgeht.

Eine meiner Aufgaben bestand in der **Teilnahme an einem Vortrag** von Fritz Kilthau mit dem Titel »Verfolgt – ermordet – gerettet: Die jüdische Bensheimer Familie Rosenfelder und ihre Nachfahren in der NS-Zeit.« Über diesen Vortrag verfasste ich anschließend einen **Bericht für das interaktive Portal** »personen | geschichte«, welcher in der letzten Ausgabe des interaktiven Portals (Juli 2024) erschienen ist. Für diesen Bericht stellte

ich auch **weitere Nachforschungen** in den Beständen des Instituts zur jüdischen Familie Rosenfelder an.

Um über Institutsbestände, die Tätigkeiten der Mitarbeiter und aktuelle Forschungen zu informieren, bringt das Institut für Personengeschichte eigene Publikationen heraus. Bei diesen handelt es sich um die halbjährlich erscheinenden »Mitteilungen« und das nicht periodisch erscheinende online publizierte interaktive Portal »personen | geschichte«. Letztgenanntes richtet sich auch verstärkt an ein interessiertes nichtwissenschaftliches Publikum. Außerdem gibt das Institut eine eigene Schriftenreihe heraus, die »Bensheimer Forschungen zur Personengeschichte« (im Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main). Die inhaltliche Gestaltung und zeitliche

Abb. 1: Der Wappenbrief von Joseph II. an Friedrich Freiherr von Neuenstein, 1785.
Foto: FM



Planung, die Textsetzung, die Layoutgestaltung und das Korrekturlesen für alle drei Publikationen erfolgt durch Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Instituts für Personengeschichte.

Ebenfalls konnte ich am Institut für Personengeschichte ein »kleines **Quellenprojekt**« durchführen. Bei diesem Projekt handelte es sich um die **Erschließung eines Wappenbriefs** von Kaiser Joseph II. an Friedrich Freiherr von Neuenstein aus dem Jahre 1785. Für dieses Objekt aus der Sammlung des Instituts sollte ich eine umfassende Materialbeschreibung, eine historische Einordnung und eine Transkription des in deutscher Kurrentschrift verfassten Wappenbriefes vornehmen. Dies war interessant, weil ich mit dem originalen von Kaiser Joseph II. unterzeichneten Dokument, aus Pergament und mit kaiserlichem Rotwachssiegel versehen, arbeiten konnte. Hilfreiche Literatur zum Thema »Wappenbrief« ist am Institut für Personengeschichte verfügbar. Im Bestand des Instituts für Personengeschichte befinden sich noch weitere Wappenbriefe, die Potential für zukünftige Forschungen bieten. Durch die Arbeit an dem Wappenbrief von Kaiser Joseph II. habe ich angefangen, die deutsche Kurrentschrift besser lesen zu können.



Abb. 2: Das kaiserliche Rotwachssiegel des Wappenbriefs.
Foto: FM

Des Weiteren hatte ich die Möglichkeit, an Vorstellungen von bzw. **Beratungen zu Forschungsprojekten** von Nutzern und Nutzerinnen des Institutes teilzunehmen. So war ich beispielsweise dabei, als Suse Andresen (Darmstadt) ihr Forschungsprojekt zu Hopfzalzgrafen vorstellte. Zu den Hopfzalzgrafen liegt ein einzigartiger Bestand am Institut für Personengeschichte.

Zu meinen Tätigkeiten während des Praktikums zählte auch die Teilnahme bei der **Abholung des Nachlasses** des 2019 verstorbenen Althistorikers Helmut Castritius in Darmstadt-Arheilgen. »Nachlass« beschreibt in diesem Fall Bücher, Schriften und Sonderdrucke. Eine solche Abholung eines Nachlasses bzw. Vorlasses führt das Team des Instituts für Personenge-

schichte etwa zwei- bis dreimal im Jahr durch. Ich lernte Neues über den effizienten und sicheren Transport von großen Mengen an Büchern und Archivalien. Es sei an dieser Stelle jedoch erwähnt, dass das Institut für Personengeschichte allmählich an die Grenzen seiner Aufnahmekapazität stößt.

Unter den von mir eingepackten Büchern befanden sich unter anderem alle 35 Bände des Reallexikons für Germanische Altertumskunde und eine alte, mehrbändige, in Leder gebundene Edition von Plutarch. Nicht-Wissenschaftliche Bücher und Literatur ohne personengeschichtlichen oder ortshistorischen Bezug werden nicht mitgenommen. Bei der Rückkehr hatten wir ca. 40 bis 50 Umzugskisten dabei. In der folgenden Woche wurden vom Institutsbibliothekar, Herrn Kolb, zwei komplette Magazinregalreihen für den »Nachlass Castritius« freigeräumt, in die ich sämtliche Bücher aus den Kisten (insgesamt ca. 36 Regalmeter), erst einmal sortiert nach den Bereichen Antike, Judaica und Sonstiges, einräumte. Die zahlreichen losen Blätter, Hefte und Sonderdrucke wurden von mir alphabetisch nach Autor sortiert und anschließend in Pappkartons und Pappordner mit entsprechender Beschriftung eingeordnet. Durch den »Nachlass Castritius« verfügt das Institut für Personengeschichte jetzt auch über eine Vielzahl von wissenschaftlichen Büchern und Sonderdrucken im Bereich der Antike mit Fokus auf dem römischen Germanien und der Zeit der »Völkerwanderung«. Weiterhin hielten durch den Nachlass viele Sonderdrucke mit regionalem Bezug und zu jüdischem Leben in die Bestände des Instituts Einzug.

Eine weitere meiner Aufgaben während des Praktikums war das **Katalogisieren**. Die Bibliotheksbestände des Instituts für Personengeschichte werden in einer Datenbank, dem Katalog, erfasst. Zweck des Kataloges ist einerseits die Bestandsaufnahme, aber auch die spätere Auffindbarkeit von Objekten. Der Katalog ist online abrufbar über folgende Webadresse: <http://katalog.personengeschichte.de/>

Abb. 3: Institutskatalog mit Eingabe bzw. Änderungsfeld auf der linken Seite.
Foto: FM

The screenshot shows a web browser window with the online catalog interface. On the left, there is a list of metadata fields with input boxes for editing. The main area displays the search result for 'Wierschowski, Lothar', including the title 'Die regionale Mobilität in Gallien nach den Inschriften des 1. bis 3. Jahrhunderts n. Chr.', the publisher 'Steiner', and the year '1995'. Below the title, there is a list of keywords and a section for 'Fußnoten' (Footnotes). The bottom of the page shows a navigation bar with links like 'Index', 'Markieren', 'Bib', 'ext. Anz.', 'Admin', 'Import', 'Inhalt', 'out', and 'T'.

Benutzername: Gast

Passwort: IPG-Katalog

Das Hinzufügen von Neuzugängen in den Katalog gleicht dem Ausfüllen eines Formulars. Da für die Bücher und sonstigen Bestände sehr viele Informationen erfasst werden, die unter anderem Schlagworte und Personenfunktionsverknüpfungen enthalten, ist das Katalogisieren je nach Objekt sehr zeitaufwendig. Benutzt hierfür wird eine Datenbank, die ausschließlich auf den Rechnern des Institutes installiert ist, welche gegenüber dem Online-Katalog noch weitere Eingabe- und Bearbeitungswerkzeuge aufweist.

Abb. 4: Ausschnitt aus der Aktensammlung Familien und Personen A–Z.
Foto: FM



Des Weiteren hatte ich Gelegenheit, der Buchbinderin Andrea Zank ein wenig ›über die Schulter zu schauen‹ und ihr beim **Binden eines Buches** zu helfen. Wertvolle Schlüsselkompetenzen, die ich während meines Praktikums beim Institut für Personengeschichte erworben habe, waren das Katalogisieren und das Verstehen und Anwenden von Bibliotheksstrukturen. Weiterhin scannte ich während meines Praktikums **alte Dokumente**, wie beispielsweise Eheverträge, beglaubigte Auszüge aus dem Tauf- und Sterberegister und alte Fotografien **aus meiner eigenen Familie** ein, um diese

zu digitalisieren und der Sammlung des Instituts hinzuzufügen. Sie waren aus dem Kaiserreich, der Weimarer Republik, der NS-Zeit und der Nachkriegszeit. Das Institut für Personengeschichte verfügt über einen Scanner, mit dem Dokumente bis zu einer Größe von A3 bearbeitet werden können. Im Bereich der Familienforschung kann das Institut für Personengeschichte eine gewaltige Aktensammlung zu Familien und Personen, sortiert nach Nachnamen, eine digitale personengeschichtliche Sammlung und eine große Menge regionaler, nicht im Buchhandel erschienener, sogenannter ›grauer Literatur‹ anbieten.

Zusammenfassend kann ich ein studentisches Praktikum am Institut für Personengeschichte empfehlen. Während meines Praktikums konnte ich wertvolle Erfahrungen in diversen wissenschaftlichen und praktischen Arbeitsfeldern sammeln, die mir auf meinem weiteren Berufsweg hilfreich sein werden. Die Berufsfelder reichen von Archivar, Bibliothekar und wissenschaftlicher Laufbahn bis hin zu Perspektiven im Museumsbereich und der außeruniversitären Erwachsenenbildung, nicht zuletzt dem Wissenschaftsjournalismus. Weiterhin konnte ich bei meinem Praktikum einen guten Einblick in die Arbeitsweise des Instituts für Personengeschichte, aber auch in die Kommunikation zwischen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen gewinnen.

(FM)

Das Institut begleitet gerne engagierte Studentenpraktikanten und -praktikantinnen aus historischen Disziplinen und freut sich über Ehrenamtliche, die sich in die Arbeit des IPG einbringen möchten. Melden Sie sich bei Interesse unter: institut@personengeschichte.de

Neuerscheinungen / Neuanschaffungen

**Personengeschichtliche Beiträge in einer Schriftenreihe:
»Orangeriekultur. Schriftenreihe des Arbeitskreises Orangerien
in Deutschland e. V.«**

Für diese Ausgabe wurden nicht, wie bisher, landesgeschichtliche Zeitschriften nach personengeschichtlichen Beiträgen durchstöbert, sondern eine Schriftenreihe, die im Zuge der Recherchen zu unserem Schwerpunkt dieser Ausgabe, Umweltgeschichte und Anthropozänforschung, in die Hände fiel. Aufgrund dieses anders gelagerten Zuschnitts wird zunächst die Reihe etwas ausführlicher vorgestellt, bevor Sie, wie gewohnt, die personengeschichtlich besonders interessanten Beiträge aufgelistet und kurz vorgestellt finden. Hoffentlich regt dies Sie zu eigenen weiteren Recherchen an!

Zur Geschichte der Reihe

1979 gründete der Potsdamer Gartendirektor Harri Günther zusammen mit Heinrich Hamann in Potsdam den »Arbeitskreis Orangerien«. Harri Günther (1928–2023), der Nestor der Gartendenkmalpflege in der DDR, war an der Humboldt-Universität am Institut für Garten- und Landeskultur ein Schüler und Assistent von Georg Pniower, Willy Kurth und Wolfgang Sörrensen.¹ Nach einer Dissertation über das Verhalten von Gehölzen unter großstädtischen Bedingungen wurde er als Nachfolger von Georg Potente und Rudolf Hörold 1959 Gartendirektor in Potsdam-Sanssouci. Es gelang ihm, allen zeitgenössischen Großwetterlagen zuwider, den Park durch stetige und »leise Eingriffe« wiederherzustellen, wobei stets die Bestandssicherung an erster Stelle stand. Auch seine Restaurierungen des Marlygarten, des *Pleasuregrounds* am Schloss Babelsberg ab 1974, der Gärten um Schloss Cecilienhof oder des Parks Lindstedt ab 1983, vor allem aber der Weinbergterrassen von Sanssouci (1978–1982), brachten Harri Günther internationale Anerkennung ein, u. a. auch den Sckell-Ehrenring (München Juli 1989). In seinen Anlagen hatte er Experten aus aller Welt zu Gast. An den seit 1953 stattfindenden Dendrologischen Wintertagungen war er maßgeblich beteiligt. Von 1969 bis 1974 war er Vorsitzender des »Zentralen Parkaktivs« des Kulturrats und veranstaltete seitdem Tagungen zur Gartendenkmalpflege. So entwickelte sich der ebenfalls unter dem Dach des Kulturbundes gegründete »Arbeitskreis Orangerien«, der zunächst für die historischen Bestände die richtige Kultur der Zitruspflanzen diskutierte,

¹ Vgl. <https://tu-dresden.de/bu/architektur-landschaft/ila/gla/die-professur/news/ein-garten-hat-schoen-zu-sein-ein-nachruf-auf-gartendirektor-harri-guenther-1928-2023> (abgerufen 12.02.2025).

2 Vgl. Goldorangen, Lorbeer und Palmen – Orangeriekultur vom 16. bis 19. Jahrhundert. (Orangeriekultur. Schriftenreihe der Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., Bd. 6), Petersberg 2010, S. 7–8.

3 Vgl. MICHAEL ROHDE, Orangerien – prägender kultureller Ausdruck der Gartenkunst. Glückwünsche zum 40. Jahrestag des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., in: Orangerie – Die Wiederentdeckung eines europäischen Ideals. Festschrift zum 40. Jahrestag der Gründung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V. (Orangeriekultur, Bd. 16–17), Berlin: Lukas Verlag 2019, S. 21–35.

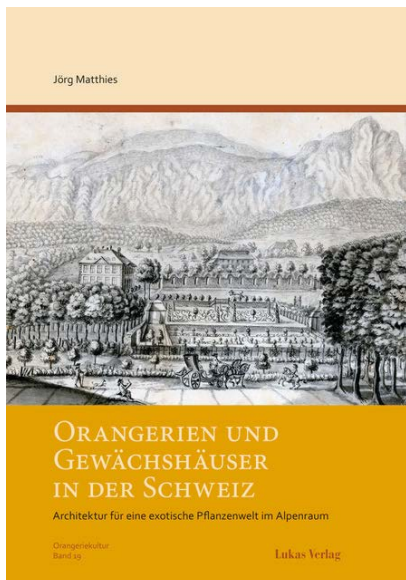


Abb. 1: Cover von Band 19.
Abb.: <https://www.lukasverlag.com/programm/titel/orangerien-und-gewaechshaeuser-in-der-schweiz.html> (abgerufen: 19.02.2025).

zu einem international angesehenen Verband, der bei seinen Tagungen bald Experten verschiedener Fachrichtungen zusammenführte. In der Leitung folgte 1988 auf Harri Günther der »Sekretär« Heinrich Hamann. Unter seiner Leitung »trat der Westen bei«. 1991 fand in Schloss Seehof bei Bamberg die erste gesamtdeutsche Tagung statt. 1993 wurde ein »gesamtdeutscher« Verein gegründet und die »Schriftenreihe des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V.« herausgegeben, die seit 2011 auch den Reihentitel »Orangeriekultur« erhielt. Nun folgten regelmäßig Tagungen und Exkursionen. Zu seinem dreißigjährigen Bestehen veröffentlichte der Arbeitskreis 2010 bereits eine Festschrift unter dem Titel »Goldorangen, Lorbeer und Palmen – Orangeriekultur vom 16. bis zum 19. Jahrhundert« und widmete diese Heinrich Hamann.² Dieser gab den Vorsitz 2008 an Helmut-Eberhard Paulus weiter. Die Konzeption als Tagungsband blieb den Bänden der Reihe bis heute erhalten. Jeder Band bietet schwerpunktmäßig Beiträge über Orangerien einer spezifischen Region in Mitteleuropa und greift dabei auf die Vorträge vorangehender Jahrestagungen in diesen Regionen zurück. Weitere regelmäßige Bestandteile der Bände sind ein »Pflanzenporträt« und weitere Sachthemen sowie Berichte von aktuellen Arbeiten. 2019 wurde erneut eine Festschrift herausgegeben, in der auch die Geschichte des Arbeitskreises skizziert wurde.³

Bisher erschienene Bände

- **Band 20:** Orangeriekultur in Sachsen-Anhalt und den Nachbarländern. Orangeriepflanzenkultivierung unter den Bedingungen des Klimawandels (Orangeriekultur, Bd. 20), Berlin: Lukas Verlag, 2024; 299 S., Ill.; ISBN 978-3-86732-456-4.
- **Band 19:** JÖRG MATTHIES, Orangerien und Gewächshäuser in der Schweiz. Architektur für eine exotische Pflanzenwelt im Alpenraum (Orangeriekultur, Bd. 19), Berlin: Lukas Verlag, 2024; 325 S., Ill.; ISBN 978-3-86732-455-7. Zugl. Dissertation, Univ. Bern, 2015.
- **Band 18:** Orangeriekultur im Rheinland und in Westfalen. Beispiele der Recherche und Reaktivierung (Orangeriekultur, Bd. 18), Berlin: Lukas Verlag, 2022; 198 S., Ill.; ISBN 978-3-86732-406-9.
- **Band 16–17:** Orangerie – Die Wiederentdeckung eines europäischen Ideals. Festschrift zum 40. Jahrestag der Gründung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V. (Orangeriekultur, Bd. 16–17), Berlin: Lukas Verlag, 2019; 536 S., 407 Abb.; ISBN 978-3-86732-331-4.
- **Band 15:** Orangeriekultur in Bremen, Hamburg und Norddeutschland. Transport und Klimatisierung der Pflanzen (Orangeriekultur, Bd. 15), Berlin: Lukas Verlag, 2018; brosch., 197 S., 168 Abb.; ISBN 978-3-86732-315-4.
- **Band 14:** Orangeriekultur in Weimar und im östlichen Thüringen. Von den Bauten zur Praxis der Pflanzenkultivierung (Orangeriekultur, Bd. 14), Berlin: Lukas Verlag, 2017; 206 S., Ill.; ISBN 978-3-86732-279-9.

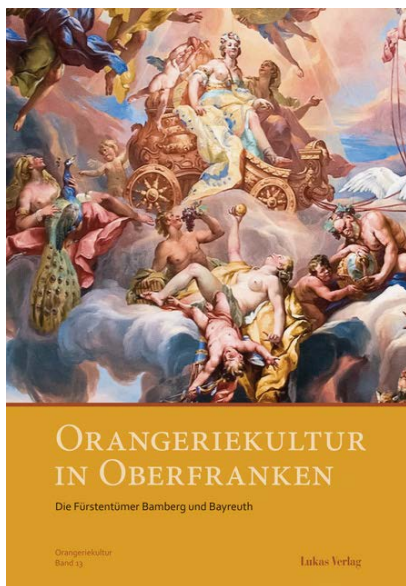


Abb. 2: Cover von Band 13.

Abb.: <https://www.lukasverlag.com/schriftenreihen/orangeriekultur/titel/orangeriekultur-in-oberfranken.html> (abgerufen am 19.02.2025).

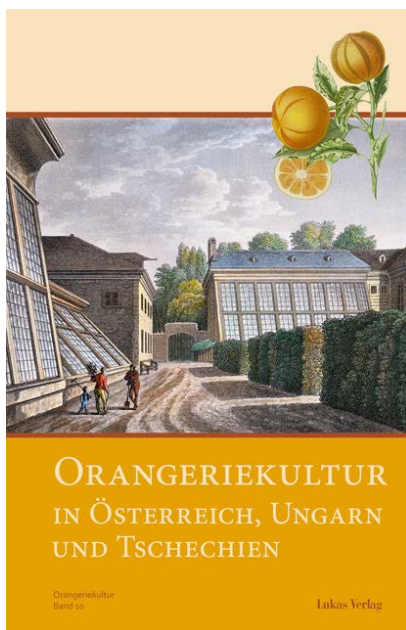


Abb. 3: Cover von Band 10.

Abb.: <https://www.lukasverlag.com/schriftenreihen/orangeriekultur/titel/orangeriekultur-in-oesterreich-ungarn-und-tschechien.html> (abgerufen am 19.02.2025).

- **Band 13:** Orangeriekultur in Oberfranken. Die Fürstentümer Bamberg und Bayreuth. Kultivierung von Palmen (Orangeriekultur, Bd. 13), Berlin: Lukas Verlag, 2016; 235 S., 152 Abb.; ISBN 978-3-86732-250-8.
- **Band 12:** Orangeriekultur in Sachsen. Die Tradition der Pflanzenkultivierung [Beiträge der 35. Jahrestagung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., 19. bis 21. September 2014, Barockgarten Großsedlitz, Obere Orangerie: »Praxis der Orangeriekultur«] (Orangeriekultur, Bd. 12), Berlin: Lukas Verlag, 2015; 175 S., Ill.; ISBN 978-3-86732-224-9.
- **Band 11:** Orangeriekultur in Rheinland-Pfalz [Beiträge der 34. Jahrestagung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., 13. bis 15. September 2013, Schloss Herrnsheim, Worms], red. durch SIMONE BALSAM (Orangeriekultur, Bd. 11), Berlin: Lukas-Verlag, 2014; 155 S., Ill., Kt.; ISBN 978-3-86732-192-1.
- **Band 10:** Orangeriekultur in Österreich, Ungarn und Tschechien [Beiträge der 33. Jahrestagung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., 13. bis 15. September 2012, Orangerie Kagran in Wien], [red. durch KATJA PAWLAK] (Orangeriekultur, Bd. 10), Berlin: Lukas-Verlag, 2014; 214 S., Ill., Kt.; ISBN 978-3-86732-191-4.
- **Band 9:** Orangeriekultur im Bodenseeraum [Beiträge der 32. Jahrestagung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., 15. bis 17. September 2011] (Orangeriekultur, Bd. 9), o. O. 2013; 163 S., ca. 150 teils farbige Abb.; ISBN 978-3-86732-158-7.
- **Band 8:** Orangeriekultur im Herzogtum Sachsen-Gotha [Beiträge der 31. Jahrestagung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., 17. bis 19. September 2010, Orangerie Gotha, Lorbeerhaus], [red. durch KATJA PAWLAK] (Orangeriekultur, Bd. 8), Petersberg: Imhof, 2013; 255 S., zahlr. Ill., Kt.; ISBN 978-3-86568-710-4.
- **Band 7:** Nürnbergs Hesperiden und Orangeriekultur in Franken [Beiträge der 30. Jahrestagung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., 4. bis 6. September 2009, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, »Nürnbergs Hesperidengärten und die mittelfränkische Orangeriekultur«] (Orangeriekultur, Bd. 7), Petersberg: Imhof, 2011; 223 S., zahlr. Ill., Kt.; ISBN 978-3-86568-670-1.
- **Band 6:** CLAUDIA GRÖSCHEL (Hg.), Goldorangen, Lorbeer und Palmen – Orangeriekultur vom 16. bis 19. Jahrhundert. Festschrift für Heinrich Hamann [Beiträge der 29. Jahrestagung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., 12. bis 14. September 2008, Tagungsstätte Jagdschloss Glienicke, der 21. Jahrestagung, 2000, in München; der 25. Jahrestagung, 2004, in Bad Muskau und der 28. Jahrestagung, 2007, in Bendeleben] (Schriftenreihe des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., Bd. 6), Petersberg: Imhof, 2010; 254 S., Ill., Kt.; ISBN 978-3-86568-226-0.
- **Band 5:** GISELA THIETJE, 300 Jahre Orangeriekultur in der Eutiner Residenz [Beiträge der 20. Jahrestagung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., 1999, in Eutin] (Schriftenreihe des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., Bd. 5), Potsdam 2006; 75 S., 42 Abb.

- **Band 4:** Orangerien – Von fürstlichem Vermögen und gärtnerischer Kunst [Beiträge der 18. Jahrestagung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., 1997, in Großsedlitz und der 19. Jahrestagung, 1998, in Weimar] (Schriftenreihe des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., Bd. 4), Potsdam 2002.
- **Band 3:** Allerley Sorten Orangerie [Beiträge der 16. Jahrestagung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., 1995, in Hannover-Herrenhausen und der 17. Jahrestagung, 1996, in Karlsruhe und Schwetzingen] (Schriftenreihe des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., Bd. 3), Potsdam 2001; 135 S., 58 Abb.
- **Band 2:** Tagungsbericht 2 [Beiträge der 14. Jahrestagung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., 1992, in Weilburg und der 15. Jahrestagung, 1994, in Weikersheim] (Schriftenreihe des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., Bd. 2), Potsdam 1996; 180 S., Abb.
- **Band 1:** Tagungsbericht 1 [Beiträge der 12. Jahrestagung des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., 1990, in Wiepersdorf in der Mark und der 13. Jahrestagung, 1991, in Seehof bei Bamberg] (Schriftenreihe des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V., Bd. 1), Potsdam 1992; 168 S., Abb.

Personengeschichtliche Beiträge in der Reihe »Orangeriekultur«

Die Beiträge sind alphabetisch nach den behandelten Personen sortiert.

- CHRISTIAN HLAVAC, Gewächshäuser und Pflanzensammlungen der Familien Arthaber/Wertheimstein und Rothschild in Wien, in: Orangeriekultur, Bd. 10, 2014, S. 46–59 [betr. den Großhändler und Produzenten Rudolf von Arthaber (1795–1867), 1837 Mitgründer der k.k. privilegierten Gartenbau-Gesellschaft; seit 1870 der Bankier Leopold von Wertheimstein (1801–1883), seine Frau Josephine Gomperz (1820–1894) und Tochter Francisca (1844–1907); Nathaniel Freiherr von Rothschild (1836–1905); Alphonse Freiherr von Rothschild (1878–1942)].
- [Haus Baden] ALINE MEUKOW/HARTMUT TROLL, Orangeriekultur in Rastatt und Favorite unter Ludwig-Wilhelm und Sibylla Augusta von Baden-Baden, in: Orangeriekultur, Bd. 9, 2011, S. 79–96.
- HEINZ-DIETER MEIER, Graf Lennart Bernadotte – ein Zeitzeuge erzählt, in: Orangeriekultur, Bd. 9, 2011, S. 18–32.
- HEINO GRUNERT, Die Flottbeker Baumschulen von James Booth und Söhne, in: Orangeriekultur, Bd. 15, 2018, S. 107–119 [betr. Familie Böckmann; Johann Nicolaus Buek (1736–1812); James Booth (1770–1814); Caspar Voght und sein Aufseher Heinrich Christian Philipp Kiesewetter; Gartendirektor Ferdinand Tutenberg (1874–1956); John Richmond Booth (1799–1847) und seine Ehefrau Maria Elisabeth de la Camp (1806–1868); Gartendirektor Prof. Joh. Georg Christian Lehmann (1792–1860); Lorenz de la Camp Booth (1832–1887); John Cornelius Booth (1836–1908); Arthur Booth (1840–1916)].
- BARBARA CHRIST/MICHAEL CHRIST, Friedrich Dehnhardt und seine verschollene Monographie zu Agrumen. Klassische Orangeriekultur – zwischen

- Metaphorik und konkreter Aufgabe, in: Orangeriekultur, Bd. 16–17, 2019, S. 120–126.
- HELMUT-EBERHARD PAULUS, Das Palmenhaus des Regensburger Handelsherrn Georg Friedrich von Dittmer auf der Donauinsel Oberer Wöhrd. Zu den Ergebnissen der archäologischen Grabung im Herbst 2018, in: Orangeriekultur, Bd. 20, 2024, S. 238–262.
 - ANDREAS SCHMIEDECKE, Die Villa Eller auf der Hardt in Wuppertal mit Park und Orangerie: heute Botanischer Garten, in: Orangeriekultur, Bd. 18, 2022, S. 116–123.
 - CLEMENS ALEXANDER WIMMER, Der Pomeranzenbaum bei Fragonard, in: Orangeriekultur, Bd. 6, 2010, S. 39–44.
 - HELMUT CAROLUS, Orangerien und Gewächshäuser im Botanischen Garten Karlsruhe, Orangeriekultur, Bd. 3, 2001, S. 93–97 [betr. auch Hofrat Prof. Dr. Carl Christian Gmelin, Garteninspektor J. M. Schweyckert].
 - GÜNTHER THIMM, Die Orangerie zu Molsdorf, in: Orangeriekultur, Bd. 8, 2013, S. 146–152 [Gustav Adolph Graf von Gotter; Prinz Eugen von Savoyen].
 - [Habsburger] SYLVA DOBALOVÁ, Die Zitruskultur am Prager Hof unter Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II., in: Orangeriekultur, Bd. 10, 2014, S. 113–126 [Architekt Bonifaz Wolmut (um 1500/1510–1579); Kilian Ignaz Dientzenhofer (1689–1751)].
 - JOCHEN MARTZ, Frühe Zitruskultur an der Wiener Hofburg, in: Orangeriekultur, Bd. 10, 2014, S. 9–24 [er weist Limoni in Wien 1432 als gängiges Handelsgut nach; seit 1504 war Katerina Sonnleitner in den Hofgärten tätig; Maximilian van de Putte; Hans Wolgemuet 1533; der ›hispanische Gärtner‹ Michael de Amada 1538/1539; Peter de Ansa; um 1542 Etablierung der Zitruskultur; Hofgärtner Isaak Rennart († 1639); Marx Schragen; Hofgärtner Leidl 1698; 1729 Bau der Hofreitschule an Stelle der Gärten].
 - DORA KAMPERLS/THOMAS BAUMGARTNER, Die Orangerie des Gartenpalais Harrach in der Wiener Ungargasse und die Zitruskultur in den Gärten der Familie Harrach, in: Orangeriekultur, Bd. 10, 2014, S. 25–45 [betr. die Rekonstruktion der Orangerien der Harrach-Schlösser u. a. aus der Korrespondenz der Brüder Franz Anton (1665–1727), Aloys Thomas Raymund (1669–1742) und Johann Joseph Philipp (1674–1764)].
 - [Hohenzollern] EVA-MARIA GRUBEN, Zur Geschichte und Entwicklung der Benrather Orangerie, in: Orangeriekultur, Bd. 18, 2022, S. 32–49 [betr. Hohenzollern, speziell Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen].
 - THOMAS HUBER, Orangerien und Gewächshäuser im Botanischen Garten Karlsruhe von 1850 bis heute, Orangeriekultur, Bd. 3, 2001, S. 98–107 [betr. Baudirektor Heinrich Hübsch].
 - SEBASTIAN BANK, Treib- und Gewächshäuser der Krupp'schen Gärtnerei Hügel in Essen, in: Orangeriekultur, Bd. 18, 2022, S. 109–115.
 - DAGMAR FETTEROVÁ, Die Orangerie und Glashäuser des Abtes Gregor Mendel (1822–1884) im Augustinerkloster in Brunn, in: Orangeriekultur, Bd. 6, 2010, S. 171–175.
 - ANNE SCHÄFER, Orangeriepflanzen der Familie Pückler in Branitz, ihre Überwinterung und Präsentation im Park, in: Orangeriekultur, Bd. 6, 2010, S. 157.

- KATJA PAWLAK, Eine Gärtnerei für den Fürsten – Die Gärtnerei des Fürsten Pückler in Bad Muskau, in: Orangeriekultur, Bd. 6, 2010, S. 140.
- Rothschild, s. Arthaber
- ANNETTE FABER, Pomeranzen für Pommersfelden. Die Orangerien der Familie Schönborn in Schloss Weißenstein, in: Orangeriekultur, Bd. 13, 2016, S. 13–24.
- HELMUT-EBERHARD PAULUS, Die Pomeranzenwelt des Lothar Franz von Schönborn. Ein inszeniertes »Goldenes Zeitalter« um den Mythos des »Goldenen Apfels«, in: Orangeriekultur, Bd. 13, 2016, S. 25–58.
- WERNER SCHUHMAN, Die Entwicklung und Bedeutung des barocken Lustgartens von Karlsruhe-Baden unter besonderer Berücksichtigung der Orangerien, in: Orangeriekultur, Bd. 3, 2001, S. 88–92 [Lustgärtner Christian Thran, 1739].
- MARTIN WOLTHAUS, Frigidarium – Tepidarium – Caldarium. Orangerien und Gewächshäuser in Dyck zur Zeit des Fürsten Joseph zu Salm-Reiferscheid-Dyck, in: Orangeriekultur, Bd. 19, 2022 S. 91–98.
- RAINER HERZOG, Carl August Skell (1793–1840) und die ersten Warmwasserleitungen in deutschen Pflanzenhäusern, in: Orangeriekultur, Bd. 15, 2018, S. 140–172 [betr. Nymphenburg; Franz Höß (1781–1864); Johann Gottfried Dingler (1778–1855); Leopold Faust; Baukondukteur Ludwig Puille; Hofgartendirektor Jakob Möhl (1846–1916)].
- RAINER HERZOG, Die Nymphenburger Pflanzenhäuser von Friedrich Ludwig von Sckell. Über ihre baulich-technische Ausstattung unter hortologischen Aspekten, in: Orangeriekultur, Bd. 20, 2024, S. 263ff.
- HEIKE PALM/HUBERT RETTICH, Georg Ernst Tatters Exemplar von Volkamers »Nürnbergische Hesperides«, in: Orangeriekultur, Bd. 7, 2011, S. 46–85.
- HEINRICH HAMANN, Johann Christoph Volkamers »Nürnbergische Hesperides«, in: Orangeriekultur, Bd. 7, 2011, S. 9–33.
- CLEMENS ALEXANDER WIMMER, Funktion und Bedeutung von Volkamers Zitrusbuch, in: Orangeriekultur, Bd. 7, 2011, S. 34–45.
- CLEMENS ALEXANDER WIMMER, Volkamers Rezeption in Schlesien. Ein Breslauer Zitruskatalog von 1731, in: Orangeriekultur, Bd. 7, 2011, S. 86–94.
- IRIS LAUTERBACH, Mundus in litteris: Der Kaufmann als Gelehrter. Johann Christoph Volkamers Hesperidenwerk, in: Orangeriekultur, Bd. 9, 2011, S. 130–160.
- von Wackerbarth, s. Großsedlitz (Sachsen)
- Wertheimstein, s. Arthaber
- [Haus Württemberg] GERHARD RAINER SIEMON, Abconterfactur und Citrus. Aus der Gartenkorrespondenz Herzog Christophs von Württemberg, in: Orangeriekultur, Bd. 10, 2014, S. 170–185.
- SABINE HEYM, Die Lustheimer Zirkelgebäude. Eine barocke Orangerieanlage des kurbayerischen Hofbaumeisters Henrico Zuccalli, in: Orangeriekultur, Bd. 6, 2010, S. 20–35.

(LvL)

Neu in der Bibliothek des IPG

- **RICCARDO ALTIERI**, Die Würzburger Familien Stern & Haas. »Eine Zierde des ganzen Anwaltsstandes« (Jüdische Miniaturen, Bd. 325), Berlin/Leipzig: Hentrich & Hentrich, 2024; 68 S.; ISBN 978-3-95565-683-6.
- **MATTHIAS ASCHE** u. a. (Koord.)/**BAYERISCHE LANDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNGSARBEIT** (Hg.), Was vom Alten Reiche blieb ... Deutungen, Institutionen und Bilder des frühneuzeitlichen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im 19. und 20. Jahrhundert, München: Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, 2011; 446 S.
- **NICK BERTRAM**, Gustav Löffler. Frankfurter Arzt, Public-Health-Experte, Wortführer der jüdischen Jugend (1879–1962) (Jüdische Miniaturen, Bd. 327), Berlin/Leipzig: Hentrich & Hentrich, 2024; 75 S.; ISBN 978-3-95565-685-0.
- **HELMUT BRAUN**, Selma Meerbaum. »Ich will nicht sterben« (1924–1942) (Jüdische Miniaturen, Bd. 324), Berlin/Leipzig: Hentrich & Hentrich, 2025; 86 S.; ISBN 978-3-95565-658-4.
- **ELISABETH BURK**, Fürstliches Sammeln um 1700. Die Kunstsammlungen Landgraf Carls von Hessen-Kassel im europäischen Vergleich (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte, Bd. 195), Darmstadt/Marburg: Selbstverlag der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt und der Historischen Kommission für Hessen, 2024; Bd. 1, 609 S., Bd. 2/1 pdf-Datei; ISBN 978-3-88443-350-8.
- **BETTINA DE COSNAC**, Die Riegels. Die Geschichte der Kulturmarke HARIBO und ihrer Gründerfamilie (Familienbande), Bergisch Gladbach: Bastei-Lübbe, 2006; 270 S.; ISBN 978-3-404-61584-0.
- **LARS DANNENBERG/MATTHIAS DONATH**, Heimatwechsel. Ungarndeutsche in Sachsen und die deutsche Minderheit in Ungarn (Person und Geschichte, Bd. 6), Käbschütztal, Ortsteil Niederjahna: Zentrum für Kultur und Geschichte, 2024; 39 S.
- **HORST FUHRMANN**, Überall ist Mittelalter. Von der Gegenwart einer vergangenen Zeit, München: Beck, 1996; ISBN 3-406-40518-5.
- **GESELLSCHAFT FÜR CHRISTLICH-JÜDISCHE ZUSAMMENARBEIT BERLIN** (Hg.), Let's talk. 75 Jahre. Eine Festschrift (Jüdische Miniaturen, Bd. 330), Berlin/Leipzig: Hentrich & Hentrich, 2024; 88 S.; ISBN 978-3-95565-662-4.
- **JOACHIM GLATZ/ANDREAS LENHARDT/RALF ROTHENBUSCH** (Hgg.), Zwischen Pogrom und Nachbarschaft. Beziehungen und gegenwärtige Wahrnehmung von Juden und Christen in den SchUM-Städten während des Mittelalters, Mainz/Würzburg: Publikationen Bistum Mainz in Kooperation mit dem Echter-Verlag, 2021; 204 S.; ISBN 978-3-934450-80-6.
- **LUDGER HEID**, Ostjüdische Arbeiter im Ruhrgebiet 1915–1923. »Mehr Intelligenz als körperliche Kraft« (Jüdische Miniaturen, Bd. 326), Berlin/Leipzig: Hentrich & Hentrich; 80 S.; ISBN 978-3-95565-684-3.

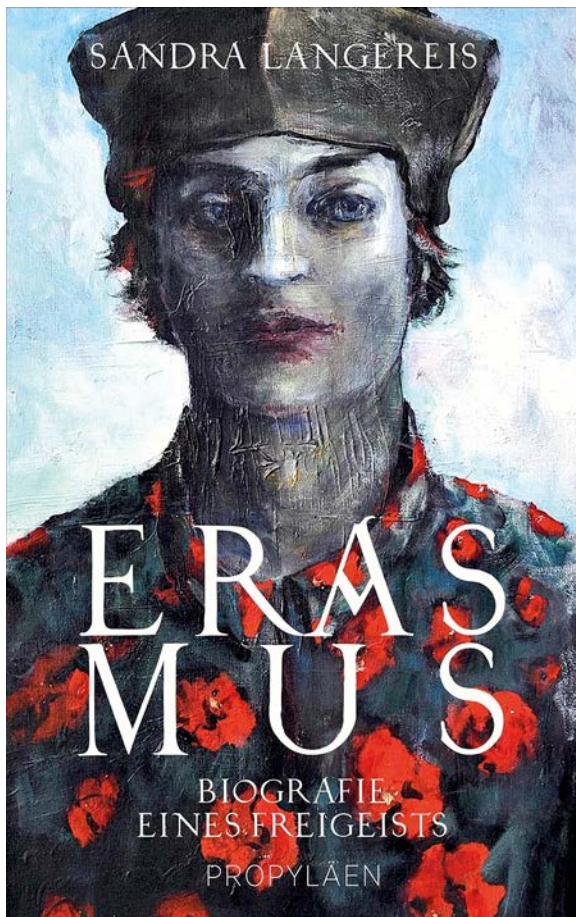
- **SABINE HERLE**, Familie Veit aus Freiburg. »So hängt man halt an seiner Heimat ...« (Jüdische Miniaturen, Bd. 331), Berlin/Leipzig: Hentrich & Hentrich, 2024; 86 S.; ISBN 978-3-95565-688-1.
- **CORNELIA VON HERBERG/KRISTIN KNEBEL/ARNE SCHÖNFELD**, Vor 1000 Jahren. Menschen (leben) am Hof von Kunigunde und Heinrich II., Regensburg: Schnell & Steiner, 2024; 256 S.; ISBN 978-7954-3947-7.
- **KARL HOLL**, Wirtschaftskrise und liberale Demokratie. Das Ende der Weimarer Republik und die gegenwärtige Situation (Kleine Vandenhoeck-Reihe, Bd. 1449), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1978; 152 S.; ISBN 3-525-33430-3.
- **JENS JÄGER**, Gesellschaft und Philosophie. Formen und Funktionen der Photographie in Deutschland und England 1839–1860 (Sozialwissenschaftliche Studien, Bd. 35), Opladen: Leske + Budrich, 1996; 328 S.; ISBN 3-8100-1716-7.
- **MARGARETH LANZINGER**, Verwaltete Verwandtschaft. Eheverbote, kirchliche und staatliche Dispenspraxis im 18. und 19. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2015; 405 S.; ISBN 978-3-205-78752-5.
- **SABINE SCHMITT**, Henni Lehmann. Künstlerin zwischen Frauenbewegung, Sozialreform und Sozialismus (1862–1937) (Jüdische Miniaturen, Bd. 332), Berlin/Leipzig: Hentrich & Hentrich, 2024; 69 S.; ISBN 978-3-95565-689-8.
- **EVA SEEMANN**, Hofzwerge. Kleinwüchsige Menschen an deutschsprachigen Fürstenhöfen der Neuzeit (Frühneuzeit-Forschungen, Bd. 24), Göttingen: Wallstein, 2023; 520 S.; ISBN 978-3-8353-5414-2, 978-3-8353-8015 (ISBN der parallelen Ausgabe im Fernzugriff, freier Download).
- **SVEN STEINBERG**, Max Sachs. Staatswissenschaftler, Journalist, Sozialdemokrat (1883–1935) (Jüdische Miniaturen, Bd. 323), Berlin/Leipzig: Hentrich & Hentrich, 2024; 88 S.; ISBN 978-3-95565-657-7.

(DK)

Leseeindrücke

SANDRA LANGEREIS, Erasmus. Biografie eines Freigeists,
Berlin: Propyläen Verlag, 2023; geb., 976 S., 49,00 €; ISBN
9783549100646.

Abb. 1: Cover von SANDRA LANGEREIS, Erasmus.
Biografie eines Freigeists.
Abb.: <https://www.ullstein.de/werke/erasmus/hardcover/9783549100646> (abgerufen
19.12.2024).



Die hier zu besprechende vielbeachtete Biografie zu Erasmus von Rotterdam von Sandra Langereis erschien zuerst 2021 unter den Titel »Erasmus: dwarsdenker. Een biografie« (»Erasmus: Querdenker. Eine Biografie«) in Amsterdam, erhielt den LIBRIS GESCHIEDENIS PREIS 2021 für das beste historische Werk für ein breites Publikum und liegt seit 2023 in einer Übersetzung ins Deutsche von Bärbel Jänicke als »Erasmus. Biografie eines Freigeists« vor. In ihre Erasmus-Biografie steigt die niederländische Historikerin Sandra Langereis mit einem Prolog ein, der von Erasmus als Symbolfigur und seiner Vereinnahmung erzählt. Mit diesen Vorabklärungen macht Langereis deutlich, wie die Person Erasmus hinter verschiedenen Mythen und Deutungen erst einmal freigelegt werden muss (»Den [Hervorh. d.

Vorl.] Erasmus? Nein, natürlich nicht. Wie nah kann man mir kommen?« (S. 51)) und sie lädt die Leser ein, kritisch selbst zu reflektieren, mit welchen Bildern im Kopf und Vorprägungen sie sich Erasmus und einer Biografie über ihn annähern.

Nach diesem Prolog schiebt Langereis klugerweise eine weitere Vorwarnung ein, nämlich nun nicht den autobiografischen Aufzeichnungen des Erasmus als vermeintlich wahrer Lebenserzählung einfach zu folgen, da auch dessen Aufzeichnungen nicht absichtslos und ohne Widersprüche verfasst wurden. Dies fängt Langereis mit der Wortneuschöpfung »Autobiografiktion« ein (S. 58).

Den Anspruch, sich der Person Erasmus quasi hinter dem Mythos anzunähern, setzt die Autorin auf fast 1.000 Seiten in einer flüssig geschriebenen und gut lesbaren, dabei durchgängig überzeugenden Darstellung gelungen um. Dies gelingt ihr, indem sie Erasmus mit kulturgeschichtlichem Zugriff als vielschichtige Person einführt, die auch in ihren persönlichen Herausforderungen und Beziehungen, ihren menschlichen Umprieben wie Unzufriedenheit und Unwohlsein gezeigt wird und nicht auf ihre intellektuellen Beiträge oder ein ideengeschichtliches Ideal oder Programm reduziert wird. Erasmus erscheint als außerordentlicher Vordenker, der sich kanonischen Texten primär als textkritisch arbeitender Kenner des Lateinischen und Griechischen annäherte, dem wissenschaftliche Fakten und unvoreingenommene Forschung wichtiger waren

als Dogmen, wobei er im Spannungsfeld von Singularität und Einbettung in übergreifende zeitgenössische Entwicklungen stand (z. B. neue Lektüreverfahren der humanistisch Gebildeten) (u. a. S. 126, 129–130, 134). Erasmus tritt uns auch als Zeitgenosse entgegen, der wie so viele Andere die »Vernunftehe mit Christus« (S. 211) einging, sich aber zugleich den Mitbrüdern intellektuell überlegen sah, sich zum selbsternannten Lehrer, Mentor und Pädagogen aufschwang, der die Anderen – auch gegen ihren Willen – rund um die Uhr belehrte mit dem programmatischen Ziel vor Augen, dass »das einzige wahre Lebensziel einer aufstrebenden Generation klösterlicher Intellektueller [...] das Lesen und Schreiben guter Literatur« sein müsse (S. 221). Ebenso wird bei Langereis Erasmus als körperliche, empfindsame Person greifbar, wenn ihm die klösterliche Askese in Form von fast zwanzig Stunden Fasten von Essen und Trinken zu schaffen machten und die darauf folgenden üppigen, deftigen Klostermahlzeiten schwere Magenbeschwerden verursachten (S. 231–233), so dass das leibliche Unwohlsein zu seiner ohnehin empfundenen, nicht zuletzt intellektuellen Unzufriedenheit beitrug. Schließlich erscheint Erasmus so vertieft in sein intellektuell-literarisches Spiel, dass ihm die menschlich-sozialen Beziehungen (mitunter) außer Sicht gerieten und er durch ihre Brüskierung, so z. B. seines langjährigen Brieffreunds Guillaume Budé im »Ciceronianer« 1528 (S. 858–859), zu vereinsamen drohte. »Als ob Erasmus Freundeskreis nicht schon ausgedünnt genug gewesen wäre.« (S. 859). Zahlreiche weitere, situativ sich wandelnde Perspektiven auf Erasmus und Dimensionen der historischen Person treten hinzu. Gerade im Wechselspiel der verschiedenen Dimensionen liegt ein wesentlicher Reiz und großer Lesegewinn der von Langereis verfassten Biografie.

Es gelingt Langereis auch deshalb, ein differenziertes Bild von Erasmus als Person und seinem Wirken im Europa des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts zu vermitteln, weil sie eine umfängliche Kontextualisierung leistet und Erasmus in den religiösen, intellektuellen Umbrüchen der Renaissance, des Humanismus und der Reformation verortet, die einsetzende Bildungsreform, Bedrohung durch die Pest und politische Verwerfungen der Zeit einbezieht. So lernen die Leser z. B. das Haus des Thomas More auch als außergewöhnlichen Ort der umfassenden Mädchenbildung kennen. Dies ist nur eines von ungezählten Beispielen, wie Langereis die Biografie des Erasmus von Rotterdam nutzt, um über kleine kurzweilige Skizzen unterschiedliche gesellschaftliche Milieus der Zeit nachzuzeichnen (S. 514–520). Indem Zeitgenossen, die Erasmus' Weg kreuzten, von Hutten über Reuchlin bis Jacques Lefèvre oder Aldus Manutius, ihrerseits Raum gegeben wird, schafft Langereis nicht nur eine dichte und lebendige Verortung von Erasmus und seinem Beziehungsnetzwerk, sondern schreibt auch gegen ein Narrativ vom einsamen Genie Erasmus an. Langereis arbeitet vielmehr heraus, welche Personen, Institutionen und Strömungen der Zeit Erasmus prägten und beeinflussten, ohne dabei dessen eigene Person, sein Werk und seine Lebensleistung aus dem Blick zu verlieren. Suchen Leser nach einer spezifischen Person und ihrem Ort in Erasmus' Biografie, so ermöglicht das vorhandene Personenregister einen guten Zugang.

Daneben lässt Langereis, die autobiografische Zeugnisse und Ego-Dokumente neu ausgewertet hat, Erasmus immer wieder selbst zu Wort kom-

men – zumindest in indirekter Rede oder Übersetzung; wörtliche Zitate aus Erasmus' lateinischen Briefen und Schriften sind im umfangreichen Anmerkungsapparat in den Endnoten wiedergegeben. Auch im Duktus der Aussagen und in den unangepassten Formulierungen wird Erasmus als Persönlichkeit fassbar, als ein »Freigeist« mit Lust am Infragestellen von als etabliert geltenden Wahrheiten, aber auch als einer, der seine Nichtzugehörigkeit immer wieder in ironischer Distanzierung zu Autoritäten kommentierte und dabei auch in der Lage war, eigenes erfahrenes Unglück ins Humorvolle zu ziehen wie im folgenden Fall: Am Zoll in Dover wurde Erasmus Opfer einer neuen Gesetzgebung, die dem Zollbeamten erlaubte, Erasmus' Münzen zu beschlagnahmen und ihm nur ein Zehntel seines ursprünglich Ersparten wieder auszuhändigen, mit dem er in den Folgemonaten kaum über die Runden kam. Als er zur Besserung seiner finanziellen Lage in den Folgemonaten eine Sprichwortsammlung, die berühmten »Adagia«, zusammenstellte, versah Erasmus die Redewendung *aus dem Maul des Wolfes gerettet* mit einer Erläuterung, die gleichsam ein ironisches Augenzwinkern gegenüber seinen Freunden in England darstellte: »Das sagt man über Leute, die unerwartet eine völlig verlorene Sache zurückgewinnen. Etwa im Falle, dass wir unser Geld von dem Zollbeamten an der Küste von Dover zurückbekommen hätten.« (Erasmus, zitiert nach Langereis, S. 368).

Der Aufbau der Biografie ist zwar chronologisch, doch werden die einzelnen Abschnitte unter ein Leitmotiv gestellt, was einem allzu starren Raster entgegenwirkt. Im **ersten Teil (»Bevor alles begann«)** nimmt sich Langereis in sieben Kapiteln die Kindheit des Erasmus vor. Geboren wurde Erasmus am 28. Oktober, vermutlich im Jahr 1469 (die Frage des Geburtsjahrs findet sich ausführlich diskutiert auf S. 168–176), als unehelicher Sohn eines katholischen Priesters, ein Makel, den erst ein päpstlicher Dispens aufheben konnte. Die früheren Jahre waren geprägt von Schulbesuchen in Gouda und der humanistisch-fortschrittlichen Großen Schule in Deventer, bevor Erasmus durch seine Vormünder in das Konvikt von 's-Hertogenbosch geschickt wurde, wo dieser, entgegen seinen eigenen Ambitionen, an einer Universität zu studieren, stattdessen durch Praktizieren eines devoten Frömmigkeitsideals auf ein klösterliches Leben vorbereitet werden sollte (S. 145).

Im **zweiten, inhaltlich dichtesten Teil (»Das Spiel und das Brot«)** widmet sich Langereis in den Kapiteln 8 bis 16 Erasmus' Zeit im Kloster, seinen Studien- und Reisejahren sowie seinem Aufstieg als Humanist, Philologe, Theologe, Schriftsteller ... und ebenso Erasmus' permanenten Konflikten mit einem Großteil seines Umfeldes, was sich von den Eltern seiner Schüler über seine Vermieter bis hin zu intellektuellen Gegenspielern wie den Pariser Theologen (bei Erasmus »Theologastern«) erstreckte:

»In den Hörsälen konnte er zu seinem Entsetzen mit eigenen Augen und Ohren wahrnehmen, dass die Pariser Theologen des 15. Jahrhunderts wirklich bar jeder Selbstkritik waren. Sie hatten sich vor der geringsten Kritik an einem Vierteljahrtausend sublimierter Spitzfindigkeiten in ihrem hermetischen akademischen Bollwerk verschanzt, wo sie eigenmächtig entschieden, wer einen Dokortitel in Theologie erwerben konnte und wer nicht. Nie im Leben käme er hier für einen Dokortitel in Betracht, gestand sich Erasmus ein. Denn er würde sich nie ihren albernsten Disputationstechniken fügen. Und

nie und nimmer würde er sich zu ihrer Wahnvorstellung bekennen, Herr und Meister über das Wissen vom ›Allem‹ sein zu können. Dafür war er sich zu sehr bewusst, dass der ganze scholastische Turm von Babel mit dem kleinsten Scherz ins Wanken gebracht werden konnte.« (S. 330–331).

Das zweite Kapitel beginnt damit, wie Erasmus in das Kloster Stein bei Gouda als Vernunftentscheidung eintrat, Augustiner-Chorherr wurde und dort 1492 die Priesterweihe empfing, aber 1493 das Augustinerkloster endgültig verließ und eine Anstellung als Sekretär beim Bischof von Cambrai annahm. Zwischen 1495 und 1499 folgten »[v]ier sterbenslangweilige Studienjahre« (S. 331) der Theologie an der Pariser Sorbonne, wo Erasmus sich aber als unehelich Geborener nicht promovieren konnte. U. a. als Privatlehrer finanzierte sich Erasmus seinen Lebensunterhalt und kam als Begleiter eines Schülers 1499 nach England, wo er Thomas More kennenlernte und ebenso den späteren englischen König Heinrich VIII. In den folgenden Jahren (1500–1506) pendelte Erasmus zwischen den Niederlanden, Paris und England, bevor er eine Italienreise antrat, die dem Schriftstudium diente, in deren Zuge er sich bei einem »Blitzbesuch« (S. 463) 1506 in Turin zum Doktor der Theologie promovierte.

In Venedig knüpfte Erasmus Kontakt zum Drucker-Verleger Aldus Manutius, der als gebildeter Drucker-Verleger und »Humanist an der Spitze eines hypermodernen Wissenslaboratoriums« (S. 469) stand, dem eine einzigartige Stellung in Europa zu der Zeit bei der Herausgabe griechischer Texte zukam. In Kooperation mit Aldus brachte Erasmus 1508 eine vollständig überarbeitete und stark erweiterte Ausgabe eines seiner nachgefragten Werke heraus, der »Adagia«. Die ursprünglichen Entstehungsbedingungen der Erstausgabe (1500) kann Langereis – dank umfänglicher Quellenarbeit und Einbeziehung auch »unerwarteter« Hintergründe – neu einordnen: Die Entstehung der »Adagia« muss vor dem Hintergrund der finanziellen Notlage des Erasmus gesehen werden, nachdem am Zoll in Dover fast sein ganzes Erspartes eingezogen wurde, was ihn erst dazu brachte, ein gut verkäufliches Werk zu konzipieren.

»In diesen ersten Monaten des Jahres 1500 stand Erasmus das Wasser bis zum Hals. Jetzt musste er wirklich etwas Gedrucktes herausbringen. Er brauchte eine Publikation, um einen Mäzen mit einer schönen Widmung für sich einzunehmen, in der Hoffnung, damit den Wohltäter dazu verleiten zu können, ihm eine gewisse Geldsumme zu überlassen. [...] Aber was [Hervorh. d. Vorl.] sollte er denn nur veröffentlichen? Keine Gedichte dieses Mal – die würden nur ein ausgewähltes Publikum von echten Kennern ansprechen. Und auch keine eigene Prosa, denn die war an Verleger und Leser viel zu schwer verkäuflich. [...] Doch Erasmus hatte noch mehr Eisen im Feuer. Schon in England hatte er mit dem Gedanken gespielt, sich seine beeindruckende Vertrautheit mit antiken Sprichwörtern und Redensarten zunutze zu machen.« (S. 364–365).

Nach der Rückkehr nach England verfasste Erasmus, von dem gesellschaftskritischen Werk des hellenistischen Satirikers Lukian von Samosata inspiriert, sein äußerst populäres Werk der Narrenliteratur »Lob der Torheit« (*Laus stultitiae*), 1509 im Haus des Thomas More. Erasmus lehrte am Queens' College in Cambridge (1510–1515) und versuchte zwischenzeitlich seine Gelehrtentätigkeit über Pfründe zu finanzieren. Erneut folgten

Jahre des Pendlerslebens, diesmal zwischen England, dem burgundischen Hof und Basel. In Basel entspann sich eine intensive, über Jahre reichende Zusammenarbeit mit dem Drucker-Verleger Johann Froben, der Erasmus zuerst durch einen unerlaubten Nachdruck der »Adagia« (1513) ins Augen gefallen war – und zwar überaus positiv aufgrund seiner großen, gut gearbeiteten lateinischen und griechischen Letternsätze, der kompetenten Lektoren und Setzer für alte Sprachen und überaus peniblen Korrekturlesen (S. 599). Allerdings lagen Frobens Qualitäten eher auf dem Knüpfen von Geschäftskontakten und der Organisation von benötigten Geldmitteln sowie der guten handwerklichen Umsetzung und reibungslosen Organisation in der Werkstatt als auf der Entwicklung eines innovativen, humanistisch durchdrungenen Programms. Aber ab 1514 brachte Erasmus genau diese Kompetenz ein, indem er seine Seneca-Ausgabe, dann seine Hieronymus-Briefe und Aufzeichnungen zum Neuen Testament (*Novum Instrumentum*) in Frobens Druckwerkstatt »Zum Sessel« erscheinen ließ. Mit den Instrumenten der humanistischen Bibelwissenschaft und textkritischen Methode bearbeitete Erasmus, dem für die Sicherung eines zuverlässigen, von Fälschungen und Irrtümern bereinigten Textes vor allem Sprachkenntnisse des Lateinischen und des Griechischen zentral erschienen und die Theologie erst an zweiter Stelle, die Briefe des heiligen Hieronymus. Gegenüber künftigen Kritikern grenzte sich Erasmus in seiner programmatischen Einleitung ab, also gegen »ungebildete Theologen mit ihrer frommen Phobie«, die »blind und taub für humanistische Textkritik blieben« (S. 634). Erasmus wollte mit seiner Auseinandersetzung mit dem Neuen Testament eine Leserschaft erreichen, der er einen authentischeren und durch eine gut gemachte Übersetzung leichter verständlichen Text bot, die aber auch selbst zu aktiver Auseinandersetzung herausgefordert wurde.

»Erasmus bezog den Bibelleser ein, indem er in seinen Anmerkungen Einblick in die Überlegungen gab, die allen seine Übersetzungsentscheidungen zugrunde lagen. [...] Wobei er den Leser häufig direkt ansprach – »Verehrtester Leser, ich möchte nichts lieber als ...« – und obendrein nicht mit Informationen geizte, die den Leser in den Stand versetzen, seinem Gedankengang folgen oder ihn verwerfen zu können. Er stand Rede und Antwort hinsichtlich seiner sprachlichen Eingriffe, bei denen er alternative Übersetzungslösungen oder hartnäckige Übersetzungsprobleme nicht verschwieg. Er legte sein Quellenmaterial vor und bewertete die Belegstellen für seine Vulgata-Korrekturen, ohne gegensätzliche Belege zu übergehen. Er trat in eine lebendige Diskussion mit Kirchenvätern wie Augustinus und Hieronymus ein [...]. Die verständlichere Bibel war eine aktivierende Bibel. Aber auch eine angreifbare Bibel.« (S. 682).

Der **dritte, knapper ausfallende Teil (»Ausgespielt«)** beschäftigt sich in den Kapiteln 17 bis 19 mit Erasmus' verbesserter Vulgata-Ausgabe, dem Niedergang von Erasmus' Karriere und schließlich seinem Tod in Basel am 12. Juli 1536. Unter dem Titel »In Rom nennt man mich Errasmus« (den Irrenden) bietet Langereis Einblick zum einen in verschiedene Reaktionen aus dem katholischen Lager u. a. auf Erasmus' *Novum Testamentum*, die *Paraphrasen* und die verbesserte Vulgata-Bibel. 1523 wurde gar unter Leitung von Noël Beda das *Novum Testamentum* auf eine Liste der Theologischen Fakultät gesetzt, die diese für unvereinbar mit dem christ-

lichen Glauben erklärte, worauf ein Verkaufsverbot erfolgte. Zum anderen werden unterschiedliche Positionierungen unter den reformatorisch Gesinnten besprochen. Als folgenschwer für Erasmus' Ansehen und die Aufnahme und Rezeption seines Werks muss der öffentliche Streit mit Luther gelten, in dem zwei konträre Konzepte vom Studium religiöser Texte aufeinandertrafen:

»Luther füllte die Ränder seiner Bibel mit pointierten dogmatischen Kommentaren, um seine persönliche Botschaft zu unterstreichen. Erasmus emanzipierte seine Bibelleser, indem er sie gegen die Wörter wappnete. Zum ersten Mal. In mehr als tausend Jahren Bibellesen hatte es das noch nie gegeben. Luther machte die Bibelleser den Wörtern gegenüber wieder fügsam. Nicht mehr in Latein. Aber doch in der Volkssprache.« (S. 783).

Langereis schildert, wie Erasmus, der in seiner empirisch-textkritischen Methode keine Berührungspunkte zur sinnlichen Bibelerfahrung oder Dogmatik Luthers sah, voller Irritation darauf reagierte, in die Nähe Luthers gerückt zu werden. Der offene Konflikt begann sich anzukündigen, als 1523 ein Brief Luthers im Druck erschien, der Erasmus teuflischer Machenschaften beschuldigte und Erasmus sich in einer gezielt gegen Luthers Lehre gewandten Schrift » Vom freien Willen« positionierte.

»Im Jahr 1524 wurde Erasmus seinem heiligen Vorsatz untreu, sich niemals auf dogmatisches Gezänk einzulassen, weil er als Bibelhistoriker die gesamte religiöse Literatur per definitionem als eine Sammlung problematischer Texte erachtete. Aus Eitelkeit, wie einige seiner Briefe vermuten lassen. Aber auch aus großer Sorge über die bis zu Menschenverbrennungen eskalierenden Ketzerverfolgungen und Luthers Verherrlichung des Märtyrertodes seiner Anhänger.« (S. 843)

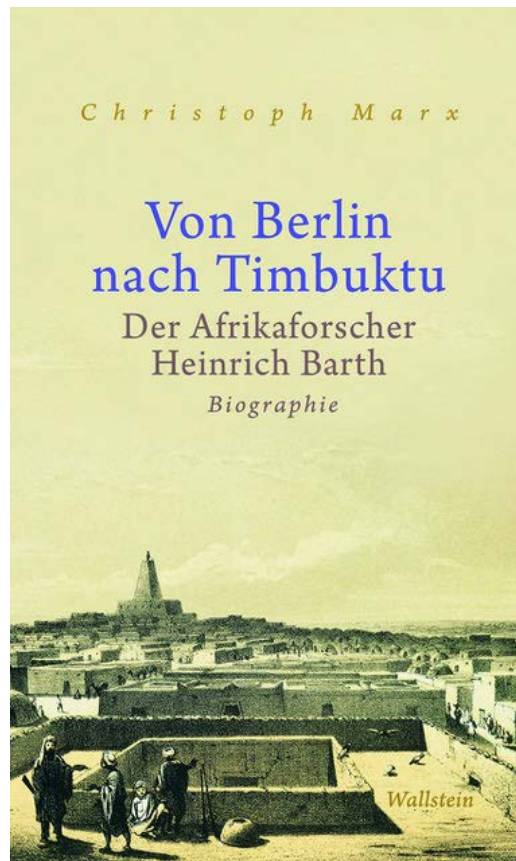
Ein Schlagabtausch in weiteren Schriften folgte... Als 1529 in Basel die Reformation durchgesetzt wurde, schloss sich Erasmus dem »regelrechten Exodus von Geistlichen und Bürgern« an (S. 861), kehrte aber 1535 alt und krank nach Basel zurück, wo er wenige Monate später verstarb.

In Langereis' Biografie tritt uns Erasmus ebenso als eine Reizfigur für die Autoritäten der Zeit entgegen als auch ein ungewöhnlicher Vordenker, der selbstbestimmtes liberales Denken praktizierte und auch als ein Mensch, der Geldnöten ebenso wie Magenschmerzen ausgesetzt war. Dabei geht es um mehr als eine Trivialisierung oder Entmystifizierung von Erasmus, sondern vielmehr um die Anerkennung als vielschichtige Person, deren Handeln und Wirken sich eben erst im Wechselspiel der verschiedenen Dimensionen der Person des Erasmus adäquat erklären und historisch verstehen sowie einordnen lassen. Nicht zuletzt aufgrund dieses überzeugenden personengeschichtlichen Konzepts erscheint Langereis' Buch als eine höchst empfehlenswerte Studie!

(ASG)

CHRISTOPH MARX, *Von Berlin nach Timbuktu. Der Afrikaforscher Heinrich Barth. Biographie*, Göttingen: Wallstein, 2021; geb., 381 S., 28,- €; ISBN 978-3-8353-5009-0.

Abb. 1: Cover von CHRISTOPH MARX, *Von Berlin nach Timbuktu*.
Abb.: <https://www.wallstein-verlag.de/9783835350090-von-berlin-nach-timbuktu.html> (abgerufen 31.01.2025).



Die Biographie von Christoph Marx über den Afrikaforscher Heinrich Barth leistet einen ungemein wichtigen Beitrag zu aktuellen Debatten über Kolonialismus, Imperialismus, Kultur-Clash, Rassismus und Begegnung monotheistischer Weltreligionen. Heinrich Barth legte in seinen wenigen Jahren als Forscher und Gelehrter ein Werk von immenser Leistung und herausragender Bedeutung für die Wissenschaften vor.

Der Verf. erarbeitet seine Biographie aus dem überschaubaren Bestand bisheriger Darstellungen von Leben und Werk Heinrich Barths. Vor allem kann er jedoch die digitale Edition der Briefe Heinrich Barths nutzen (<https://heinrich-barth.ub.uni-due.de>). Neben den Briefzitate n läßt er auch vielfach die Publikationen Barths sprechen. Die umfassenden, genauen Nachweise sind in maximaler Kürze im Anhang ebenso wie Quellen und Literatur zusammengefaßt. Das Werk ist sparsam durch auch anderweitig bekannte Illustrationen bebildert. Karten der Gegenden, in denen Barth gereist ist, auf denen man die Reisen gerne nachverfolgen würde und die man bei der Lektüre des Buches vielfach gerne studieren würde, fehlen leider.¹

¹ Eine weitere Besprechung findet sich auf der Web-Seite »Afrika und Übersee« der Universität Hamburg: <https://journals.sub.uni-hamburg.de/hup1/afrikaunduebersee/article/view/399/224>; zudem sei auf die Dissertation von Sarah Benneh-Oberschewen bei Prof. Christoph Marx an der Universität Duisburg-Essen 2024 verwiesen: »Der deutsche Afrikaforscher Heinrich Barth. Herkunft, Sozialisation und Mentalität als prägende Faktoren für die Wahrnehmung vorkolonialer Städte und Urbanität in Westafrika«.

2 Die bereits genannte Web-Seite <https://heinrich-barth.ub.uni-due.de> gibt knappe Hinweise zu Familienangehörigen, Barths Lehrern und Förderern, europäischen und afrikanischen Teilnehmern von Barths Expedition und »Wichtige[n] Afrikaner[n], denen Barth begegnete«. Hier werden behandelt: Ahmad al-Bakka'i al-Kunti (1803–1865, bedeutender islamischer Gelehrter und politischer Führer der Kunta); Shehu Umar (Omar) ibn Muhammad al-Amin (Sultan von Bornu 1837–1853 und 1854–1881, Barths Gastgeber und Beschützer); Aliyu Babba bin Bello (1804–1859, Sultan von Sokoto 1842–1859); Ahmadu Lobbo III (1830–1862, Sultan von Massina 1852–1862, Gegenspieler von al Bakka'i, beanspruchte Oberherrschaft über Timbuktu und verlangte Barths Auslieferung).

Neben der Biographie von Heinrich Barth selbst gelingt dem Verf. vorzüglich, auch die Lebensbilder jener Menschen mit einzubinden, die mit Barth reisten (etwa Overweg und Vogel), denen er begegnete oder die ihn als Wissenschaftler und Freund im Leben eng begleiteten (August Petermann, Christian von Bunsen).² An Familienangehörigen Barths werden sein Vater, seine Schwestern und sein Schwager Gustav von Schubert, der auch sein erster Biograph wurde, lebendig behandelt. Auch Nebenfiguren werden vielfach mit ihren Lebensdaten und ergänzenden Hinweisen in den Fußnoten näher charakterisiert. Umso bedauerlicher ist es, daß dem Band (über einen Forschungsreisenden zu besonderen Orten) sowohl ein Orts- als auch ein Namensregister fehlt.

Heinrich Barth stammte aus Hamburg, wo sein aus Willmersdorf in Thüringen stammender Vater Johann Christoph Heinrich Barth (1787–1856) als Metzger, Fleischhändler und Im- und Export-Kaufmann reich geworden war. Der Vater war 1801 zu seinem Onkel Johann Heinrich Ludwig Barth nach Hamburg geschickt worden und hatte hier 1814 Caroline Charlotte Elisabeth Zadow (1789–1862) geheiratet, Tochter des Schuhmachers in Hannover Johann Karl Zadow (1753–1800) und der Dorothea Justine Heiden, wie wir aus dem NDB-Artikel ergänzen können, den Marx offenbar nicht zurate gezogen hat. Der NDB-Kopf kennt auch die Großeltern väterlicherseits: Johann Andreas Barth, Zeug- und Leinewebermeister und Johanna Magdalena Ludwig. Dafür teilt der Verf. die Geschwisterreihe mit möglichst vollständigen Daten mit. Neben dem älteren Bruder Theodor, der auch Metzger wurde und nach manchen Schuldenproblemen nach Australien auswanderte, wo die Nachweise 1847 enden, hatte Barth den jüngeren Bruder Ludwig (1832–1892). Dieser, weniger strebsam als Heinrich, brachte es nur mit mancherlei Unterstützung zum Landwirt und Landvermesser. Er war mit Amalie Lierow verheiratet und hatte sieben Kinder. Im Leben Heinrich Barths haben seine Schwestern Henriette und Mathilde und Mathildes Ehemann Gustav von Schubert eine wichtigere Rolle gespielt. Schubert hat 1897 die erste Biographie von Barth publiziert.

Möglichst genau schildert Marx den Weg von Barths Ausbildung über das Johanneum in Hamburg an die Universität Berlin. Barth war schon auf dem Gymnasium umfassend in den Fächern der klassischen Philologie ausgebildet worden und beherrschte sicher Englisch und Französisch. Das Studium der Altertumswissenschaften und Klassischen Philologie u. a. bei Philipp August Böckh (GND 118808850) weckte in Barth eine lebenslange innere Neigung, das Mittelmeer und seine Anrainerstaaten und deren Kulturen zu studieren. In Geographie war Barth ein Schüler von Carl Ritter (GND 11860130X). Barths Hinwendung zur Geographie Carl Ritters im Sinne einer »Lebenswissenschaft« kann im Grunde als eine besondere Form der »Personengeschichte« bezeichnet werden. Bei Carl Ritter war die Geographie, so Marx, »die Geographie in ihrem Bezug auf die Menschheit« und »wahrhafte Erkenntniß ihres [der Erde und ihrer Verhältnisse] inneren organischen Zusammenhanges, ihrer wechselseitigen Wirkungen und gegenseitigen Kräfte« (Marx, S. 28). »Die Gliederung [heute: Diversität] der Erdoberfläche erfüllt somit einen von Gott gegeben Zweck, nämlich alle Möglichkeiten für die Selbsterziehung der Menschheit bereitzustellen, in-

dem in verschiedenen Regionen der Welt unterschiedliche Bedingungen zu unterschiedlichen Resultaten führen können, im Gesamtbild zur kulturellen Vielfalt der Menschheit.« (Marx, S. 28). Und Barth fokussierte dieses Verständnis und diese Methode auf die praktische Erforschung und das hieß auf die Begegnung mit den Bewohnern der unterschiedlichen Naturräume und ihrer entsprechend ausgefalteten Kultur.

Die Begegnungen in Afrika ermöglichten zunächst auch ein eher arianisches Verständnis Barths vom Christentum. Jedenfalls betonte er in den Gesprächen mit islamischen Gelehrten wie Sambo in Baghirmi den Islam und Christentum gleichermaßen innewohnenden monotheistischen Charakter. Barth teilte als Leitprinzip des religiösen Verständnisses mit dem Islam »die Bewunderung von Gottes herrlicher, bis ins kleinste Leben hinein so unendlich reich durchgebildeter Schöpfung« (H. Barth, zit. n. Marx, S. 216). Und er betonte die gemeinsamen Attribute des Gottesbegriffs: »die göttliche Gnade und Barmherzigkeit, Gottes Allmacht und Vorsehung, und auf seiten der Menschen die Pflicht zur Wohlthätigkeit und Nächstenliebe« (H. Barth, zit. n. Marx, S. 216). Vielfach würdigt Barth die große zivilisatorische Leistung des Islam und der muslimischen Eliten im nördlichen Afrika.

Auch Heinrich Barth war in seiner Zeit mit einer Rassismuskussion konfrontiert. Marx stellt aber dezidiert fest: »Immer wieder distanzierte er sich von Pauschalurteilen über ganze Völker und »Rassen«, räumte dem Individuum stets den Vorrang vor Kollektiven ein.« (S. 214).

Christoph Marx gelingt es, die persönliche Sicht und Stellung Heinrich Barths bei seinen ethnologischen Expeditionen, Studien und Werken hervortreten zu lassen: die erstaunlich vorurteilsfreie Begegnung mit dem Menschen und die rationale, dem, was tatsächlich vorhanden ist, verpflichtete Analyse. So zeigt er Barth als Prototyp eines großen, der Wissenschaft wahrhaft verpflichteten Charakters. Barth fehlt es wohl nicht an Empathie und der ganzen Spannbreite sozialer Kompetenz, wie es seine Biographen bisweilen vermuteten, sondern er setzte diese Seite des Lebens zurück, auch gegenüber sich selbst. Diese Haltung erlegte er sich auf, weil er rasch lernte, daß sie eine besondere Weise des Zugangs zu den Menschen barg, denen er begegnen wollte, und weil er auf diese Weise seinem Wissenschaftsverständnis am ehesten entsprach. Nur schonte er sich dabei auch nicht selbst und achtete zu wenig auf seine durch Krankheiten geschwächte Konstitution. Und so starb er viel zu früh ohne eine eigene Familie gegründet zu haben, betrauert von Schwestern und Schwager und manchen Freunden und einer beachtlichen Gesellschaft der Wissenschaft.

(LvL)

Leseeindrücke zum Themenkomplex: Das Verhältnis der Menschen zum Wald in Europa

Ab dem Jahr 2000 vollzog die staatliche hessische Forstverwaltung eine fundamentale Veränderung. 2005 konnte im Staatsarchiv in Marburg eine von Karl Murk zusammengestellte und kommentierte Ausstellung zur Geschichte der Forstwirtschaft und der Waldnutzung zwischen Mittelalter und Moderne gezeigt werden. Die Ausstellung und das begleitende Kolloquium fanden sehr lebhaftes Interesse in der Öffentlichkeit. Der zuständige Minister Wilhelm Dietzel eröffnete die Ausstellung. In seinem Vorwort für den Begleitband faßte er die Entwicklung zusammen. In dem Sammelband stellen Otto Volk, Matthias Hardt, Joachim Radkau und Karl Murk die Entwicklungen bis zum Ende des 20. Jahrhunderts vor.¹ Volker Grundmann ergänzt den Band durch einen Überblick über die Reformen im hessischen Forstwesen seit Anfang des 21. Jahrhunderts, Hans-Joachim Weimann zeigt die enge Verbindung von Personen- und Forstgeschichte durch drei Lebensbilder der hessen-kasselschen Forstleute Ludwig Christian von Einsiedel, Ernst Friedrich Hartig und Raban Freiherr Spiegel von Peckelsheim.² Ebenfalls die Zeit der Entwicklung des klassischen Waldbaus behandelt Karl Murk, wenn er die Rekrutierung und Ausbildung der Forstbeamten in der Landgrafschaft Hessen-Kassel und dem Kurfürstentum Kassel erläutert.³ Zwei Beiträge des Bandes von 2006 widmen sich Aspekten, die zeigen, daß das Thema Wald über die ökologischen und ökonomischen Fragen sowie Fragen der Entwicklung des Fachpersonals hinausreicht. Fritz Wolff erläutert sehr unterschiedliche Weisen des Umgangs mit Wald in der Kartographie. Wald und Forst sind zwischen Untertanen und Herrschaften, Gemeinderechten früher Genossenschaften und Bauern, Förstern und Jägern umstritten. Diese Konflikte werden im späten Mittelalter ein nachhaltiges Thema der Territorialisierung, sie werden Gegenstand der Politik.⁴

Und einen weiteren Aspekt greift im Marburger Band von 2006 Siegfried Becker auf: die politische Symbolik der Wälder, wie sie beispielsweise als Märchenwälder im Vormärz und im Nachmärz eine Rolle spielten. Schon Joachim Allmann beendet seine Untersuchung 1989 mit einer Charakterisierung der Funktion der Wälder – nicht mehr wie im 18. Jahrhundert als begrenzt erkannte Ressource von Holz, Wild, Mastfutter, Rohstoffen für Verhüttung und Glasbläserei usw. sondern – als Träger immaterieller Werte, wie sie in Sagen, volkskundlichen Überlieferungen, Festen und Brauchtümern aufscheinen.⁵ Die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert brachte auch für einen wirtschaftlich vollständig übernutzten, ökologisch ruinierten Wald in Mitteleuropa den Wandel. Forstordnungen und Forstverwaltungen wurden geschaffen und der Wald insbesondere mit dem Anbau der Buche und später mit dem gefragten, ökonomisch gewinnbringender verwertbaren, schnell

1 Vgl. ANDREAS HEDWIG (Hg.), »Weil das Holz eine köstliche Ware...«. Wald und Forst zwischen Mittelalter und Moderne (Beiträge zur Geschichte Marburgs und Hessens, Bd. 2/Veröffentlichungen des Hessischen Staatsarchivs Marburg, Bd. 17), Marburg 2006. Die hier besonders interessierenden Beiträge sind im Einzelnen: MATTHIAS HARDT, Wald und Siedlung im frühen Mittelalter; OTTO VOLK, Waldnutzung in Hessen im späten Mittelalter; JOACHIM RADKAU, Der Wald als Lebenswelt und Konfliktfeld der alten Zeit. Szenen aus hessischen Archivalien in mikro- und makroskopischer Sicht.

2 Vgl. »Einsiedel, Ludwig Christian von«, in: Hessische Biografie; <https://www.lagis-hessen.de/pnd/1065820437>; »Hartig, Ernst Friedrich«, in: Hessische Biografie; <https://www.lagis-hessen.de/pnd/116490659>; »Spiegel von und zu Peckelsheim, Raban Ludwig Gustav Hermann Theodor Ernst Freiherr«, in: Hessische Biografie; <https://www.lagis-hessen.de/pnd/127093885> (jeweils abgerufen 10.2.2025).

3 Hinzuweisen wäre für das Personal im 20. Jahrhundert auch auf Hendrik Friggemanns Arbeit: HENDRIK FRIGGEMANN, Kameradschaft in der »Grünen Farbe«. Forstbeamte in Hessen zwischen Entnazifizierung und deutscher Personalpolitik 1945–1954, Marburg 1990.

4 Eine bemerkenswert dichte, exemplarische Untersuchung hierzu lieferte JOACHIM ALLMANN, Der Wald in der frühen Neuzeit. Eine mentalitäts- und sozialgeschichtliche Untersuchung am Beispiel des Pfälzer Raumes 1500–1800 (Schriften zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 36), Berlin 1989 [zugl. Diss. Berlin: Freie Univ., 1988].

5 Die ökonomisch-ökologischen Zusammenhänge werden auch thematisiert in: ALBRECHT JOCKENHÖVEL (Hg.), Bergbau, Verhüttung und Waldnutzung im Mittelalter. Auswirkungen auf Mensch und Umwelt (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte, Bd. 121), Stuttgart 1996.

6 Vgl. MARIE LUISA ALLEMEYER/MANFRED JAKUBOWSKI-TIESSEN/SALVADOR RUS-RUFINO (Hgg.), Von der Gottesgabe zur Ressource. Konflikte um Wald, Wasser und Land in Spanien und Deutschland seit der Frühen Neuzeit, Essen 2007. Vgl. hier neben Beiträgen zu Bauernprotesten und anderen sozio-ökologischen Konflikten insbesondere die Beiträge von RICHARD HÖLZL, Der Wald als ökologisches, soziales und kulturelles Konfliktfeld. Alltagsgeschichtliche Beispiele aus Bayern im 19. Jahrhundert (S. 109–134) und MANFRED JAKUBOWSKI-TIESSEN, »Ökodiktatur? Nein danke!« Der Streit um den »Nationalpark Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer« (S. 85–96).

7 Vgl. MARGOT HAMM/EVAMARIA BROCKHOFF/VÖLKER BRÄU/JULIA LICHTL/RUTH WEHNING (Hgg.), Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2018 in der Benediktinerabtei Ettal, Augsburg 2018.

8 Vgl. DANIELA BOHDE/ASTRID ZENKERT (Hgg.), Der Wald in der Frühen Neuzeit zwischen Erfahrung und Erfindung. Naturästhetik und Naturnutzung in interdisziplinärer Perspektive, Köln 2024. Ein gewichtiger Teil der Beiträge behandelt dann jedoch wiederum jene Themen, die bereits in den hier genannten Publikationen seit 1988 vorgestellt wurden, u. a. die Darstellung des Zoenienwaldes bei Brüssel auf Bildern (NILS BÜTTNER); der Wald in Nutzungskonzepten auf Karten in Reichskammergerichtsprozessen (ANETTE BAUMANN); der Wald in Forstordnungen und die entsprechende Forstkultur um 1500 (SABINE HOLTZ); die der politischen Repräsentanz dienenden »Garten-Wälder« der Medici (ASTRID ZENKERT); die Wälder auf dem Theater und in der Realnutzung unter Kurfürst Karl Theodor und Kurfürstin Elisabeth Augusta von der Pfalz (HELENA LANGEWITZ).

wachsenden Nadelholz neu »eingerrichtet«. Es entstanden jene Wälder, wie sie sich die meisten Menschen in Mitteleuropa dann bis zum Ende des 20. Jahrhunderts vorstellten. Bemerkenswerter Weise wurde der Wald parallel hierzu ein politisches, ethnologisches, gesellschaftliches und psychologisches Thema.⁶

Daß die Wurzeln der heutigen Lesarten der Bedeutungsebenen von Wald und Forst, die sich zuallererst im Naturschutz finden, aber schon darin mehr und mehr ideologisch gebraucht und mißbraucht werden, im 19. Jahrhundert liegen, machte dann die Bayerische Landesausstellung des Hauses der Bayerischen Geschichte 2018 besonders ansprechend deutlich: »Wald, Gebirg und Königstraum«, wenn Richard Loibl seine Einführung unter die Überschrift stellt: »Forschungsreise in einen Mythos«.⁷ Entsprechend behandeln in dem breit rezipierten Band Günter Biermayer den »Wald in Bayern« als Raum von »Naturschutz & Kulturschatz« und Marita Krauss »Die antimoderne »Hochland-Ideologie« von Ludwig II., Ganghofer und anderen. Andreas Strobl, Christine Rettinger und Doris Kettner zeigen, wie die Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts »Bayern« (mit Wald) entdeckt und erfindet. Und den vorläufigen Schlußpunkt der Entwicklung referiert Manuel Trummer in seinem Beitrag »Bayern als audiovisueller Mythos«. In diesem Sinne werden Wald und Forst inzwischen einerseits als Herkunftsmythos und für verlorengegangene geheime Quellen des Spirituellen (Waldbaden und Wohlleben) und andererseits als multimedial nutzbare rein digitale Projektionsfläche gebraucht. Dem entspricht es vielleicht, wenn Daniela Bohde und Astrid Zenkert als Herausgeberinnen eines aktuellen Readers zum Wald die Naturästhetik vor die Naturnutzung setzen.⁸

Die Behandlung des Waldes wird noch eine Weile beachtenswerten Veränderungen unterliegen. Die historische Forschung und die Analyse der geistigen Entwicklungen der Gesellschaft werden – ebenso wie diese Ausgaben des interaktiven Portals »personen | geschichte« – noch manche neuen Aus- und Einblicke präsentieren.

(LvL)



Schriftleitung

Institut für Personengeschichte
Hauptstraße 65
64625 Bensheim
Tel. 06251 62211
Fax 06251 62271
institut@personengeschichte.de
www.personengeschichte.de

Redaktion und Layout

Institut für Personengeschichte |
Förderkreis der Stiftung für
Personengeschichte

AK – Annette Kehnel
ASG – Alexandra Schäfer-Griebel
DK – Dirk Kolb
FM – Florian Müller
LvL – Lupold von Lehsten

Abbildungen, soweit nicht eigens
nachgewiesen: IPG, Bensheim.

Werden Sie Mitglied im Förderkreis
der Stiftung für Personengeschichte!
Werben Sie Mitglieder und
Förderer für den Förderkreis der
Stiftung für Personengeschichte und
die Arbeit im Institut,
herzlichen Dank!

Konto des Förderkreises der Stiftung für Personengeschichte

Sparkasse Bensheim
IBAN DE78 5095 0068 0005 0133 47
BIC HELADEF1BEN

Der Förderkreis ist vom Finanzamt
Bensheim unter der Steuernummer
052 506777 zuletzt am 5.2.2019 als
förderungswürdig für wissenschaftli-
che Zwecke (§ 52 Abgabenordnung)
anerkannt worden.